



Österreichs Literaturzeitschriften 1945–1990 im Überblick Eine Einleitung

HOLGER ENGLERTH, TANJA GAUSTERER, VOLKER KAUKOREIT

Inhalt

1. Vorbemerkung und Statistisches	2
2. Durch die Jahrzehnte	10
2.1. Nach dem Krieg	10
2.2. Die 1950er Jahre	16
2.3. Die 1960er bis 1980er Jahre	21
3. Durch die Regionen	34
3.1. Burgenland	35
3.2. Kärnten	37
3.3. Niederösterreich	41
3.4. Oberösterreich	45
3.5. Salzburg	50
3.6. Steiermark	54
3.7. Tirol	57
3.8. Vorarlberg	60
4. Einzelaspekte	63
4.1. Zeitschriften und ihre Verlage	63
4.2. Avantgarde	66
4.3. Alternativzeitschriften	69
4.4. Zeitschriften der Frauenemanzipation	72
4.5. Satirezeitschriften	75

1. Vorbemerkung und Statistisches

Die vorliegende Einleitung versteht sich als ein praktischer ‚Wanderführer‘ durch die Landschaft der österreichischen Literaturzeitschriften im Zeitraum von 1945 bis 1990. Angesichts dieser Ausrichtung kann sie die unterschiedlichsten Facetten der angeführten Periodika und deren Umfeld nicht in allen Fällen im gleichen Ausmaß beleuchten, sondern muss akzentuierend Schlaglichter werfen. Eine tiefer reichende Beschäftigung mit den einzelnen Zeitschriften und deren Dokumentation wird durch ein durchgehendes Verlinkungssystem ermöglicht.

In den sechsundvierzig Jahren des vorliegenden Berichtzeitraums wurden in Österreich weit über 300 Literaturzeitschriften bzw. Kulturzeitschriften mit ausgeprägtem literarischem Bezug (wie z. B. Otto Basils „[PLAN](#)“, 1945–1948) – mit weit über 30.000 beteiligten Personen – gegründet, von regionalen ‚Eintagsfliegen‘ bis hin zu dauerhaften Periodika mit zum Teil internationaler Ausstrahlung.

Doch was ist – naiv gefragt – eigentlich eine Literaturzeitschrift? Pragmatisch nachvollziehbar hat die Antwort auf diese Frage selbst ein Experte wie Gerhard Renner in seinen instruktiven Ausführungen zum Thema von 1992 „ausgeklammert“, weil sie das „Problem der Abgrenzung von anderen Zeitschriften“ lösen müsste, das „zunehmend unlösbar zu werden scheint“.¹ Aber gibt es nicht dennoch Kriterien, mit denen dieses „Problem“ zumindest einzukreisen ist? So könnte man sich – wie schon andernorts vorgeschlagen² – an der geläufigen Definition einer Zeitung orientieren, anhand der Kriterien Disponibilität, Periodizität, Publizität, Aktualität und Universalität. Für Zeitschriften sind die beiden letzten Kriterien, also Aktualität und Universalität, hinterfragbar. Sie haben keinen umfassenden Anspruch (Universalität), sondern widmen sich einem mehr oder weniger deutlich abgegrenzten Themenbereich. Auch ist Aktualität – im Unterschied etwa zum anspruchsvollen Feuilleton großer Zeitungen – nicht unbedingt ein ausschlaggebendes Kriterium. Und was wäre Aktualität? Eine Reihe der im Folgenden erwähnten Zeitschriften verschrieb sich einer Richtung, die Zeitgenössischem skeptisch gegenüberstand und Texte bevorzugte, die entweder aus der Vergangenheit stammten oder im Geiste einer – wie auch

¹ Gerhard Renner: Einleitung. In: Literaturzeitschriften heute. Hg. von Herwig Würtz. Wien 1992 (= Katalog zur 224. Wechselausstellung im Wiener Rathaus), S. 4–8, hier S. 4.

² Markus Köhle: Österreich eine Literaturzeitschriften Landschaft? Eine Kartierung. In: Der Hammer (2008), H. 27, S. 2f.

immer verstandenen – Tradition verfasst waren. Dem standen jene Zeitschriften gegenüber, die die Entdeckung von neuen Autor(inn)en und / oder Schreibweisen als ihre Hauptaufgabe betrachteten.

Keineswegs werden aber auch die anderen genannten Kriterien von allen hier behandelten Zeitschriften erfüllt. So fallen „Disponibilität“ und „Publizität“ etwa bei Michael Guttenbrunners „[Der Alleingang](#)“ (1964–1966) aus – war die Zeitschrift doch nicht frei verkäuflich, sondern wurde ausschließlich an von den Herausgeber(inne)n ausgewählte Personen verschickt, zu Beginn dazu noch kostenfrei.³

Aber auch „Periodizität“⁴ hängt vom Einzelfall ab: Sie konnten viele Nachkriegszeitungen – trotz der Aufbruchsstimmung – schon deswegen nicht einhalten, weil die in den Jahren ab 1945 zunehmend kritischere Wirtschaftslage die Produktion der Hefte zuweilen schlicht unmöglich machte. Gravierend war die Papierbeschaffung, die besonders zwischen 1945 und 1948 von materiellen wie finanziellen Faktoren abhängig war, die Preisfrage blieb mitunter aber auch noch danach bestimmend.⁵ Klagen über fehlendes Papier fanden sich entsprechend in fast jeder Nachkriegszeitung. Einzig die von den Alliierten herausgegebenen (Reeducation-)Zeitschriften konnten sich relativ sicher auf Nachschub verlassen.

Doch auch später gehörte „Periodizität“ nicht zum definitiven Muss für eine Literaturzeitung. Da Zeitschriften oft durch (halb-)private Bemühungen entstehen, selbst innerhalb von Schriftsteller(innen)kreisen nur Nebenbeschäftigung sind und nicht zum Broterwerb beitragen, hängt die Häufigkeit des Erscheinens auch von der Verfügbarkeit, schlicht vom Faktor Zeit ab. Unrhythmischer Auftritt ist daher eher die Regel als der Einzelfall. Ein extremes Beispiel bot die „[Unke](#)“ (seit 1971) von Josef K. Uhl, die als längste Unterbrechung zehn Jahre vorzuweisen hatte. Ebenso gelassen wie pointiert bemerkt in diesem Zusammenhang Markus Köhle: „Die Herausgeber von Literaturzeitungen wollen ja primär Literatur publizieren und nicht ein einwandfrei wissenschaftlich zu klassifizierendes Produkt.“⁶

³ Allerdings musste Guttenbrunner mit dem Nachfolger „Das Ziegenweid“ schließlich doch klassischere Vertriebswege beschreiten.

⁴ Vgl. Bernhard Fischer, Thomas Dietzel: Deutsche Literarische Zeitschriften 1945–1970. Ein Repertorium. München, London, New York, Paris: K.G. Saur 1992, S. 19.

⁵ Vgl. Hans Peter Fritz: Buchstadt und Buchkrise. Verlagswesen und Literatur in Österreich 1945–1955. Universität Wien: Diss. 1989, S. 61–69.

⁶ Markus Köhle: Österreich eine Literaturzeitungen Landschaft? Eine Kartierung. In: Der Hammer (2008), H. 27, S. 3.

Als entscheidendes Kriterium für eine Literaturzeitschrift muss dann doch nolens volens – auch wenn es letztlich nur einem Zirkelschluss gleichkommt – auf ihren Inhalt, also ‚Literatur‘ zurückgegriffen werden. ‚Reine‘ Literaturzeitschriften wären also Publikationen, deren überwiegender Anteil aus literarischen Primärtexten besteht, unabhängig davon, welchen Gattungen sie zugehören (Lyrik, Prosa, dramatischer Text, Essay etc.), deren Fokus sich aber auch – durchaus dynamisch – auf literaturtheoretische Erörterungen, literarische Debatten, Literaturkritik, interdisziplinäre Annäherungen zwischen Literatur und Kunst oder Ähnliches erweitern bzw. verlagern kann. In der Regel liegen diese Publikationen in den Händen eines Herausgebers oder eines Herausgeber-/Redaktionsteams, die sich vorgenommen haben, ihr auf Literatur bezogenes Produkt mit eigenem Profil durch die Zeitläufte zu führen. Doch umgehend ist dazu schon wieder einzuräumen: Allein für eine adäquate Betrachtung der Literaturlandschaft der unmittelbaren Nachkriegszeit lässt sich mit dieser zugegebenermaßen vagen Begriffsbestimmung kaum operieren. Einzig „[das silberboot](#)“ (1946–1952) oder der „[Lynkeus](#)“ (1948–1951, 1979–1986) ließen sich für diese Zeit als ‚reine‘ Literaturzeitschriften bezeichnen. Daneben spielten aber auch – anders als später – Kulturzeitschriften, teils sogar illustrierte Magazine und Frauenzeitschriften eine wichtige Rolle für die Verbreitung von Literatur und ihrer Vermittlung. So erfordert es auch weiterhin den Mut, die Beschäftigung mit Literaturzeitschriften – wie es bereits Gerhard Renner getan hat (s. o.) – einem gewissen Pragmatismus zu unterwerfen, und aufgrund von Zweifelsfällen gegebenenfalls auch Unschärfen zuzulassen. Unter dieser Prämisse wird hier ein Korpus von 350 Literaturzeitschriften präsentiert,⁷ der sich auf die einzelnen Bundesländer in Österreich folgendermaßen verteilt:

⁷ Kulturzeitschriften, die – auch wenn sie insgesamt wichtig waren – Literatur mehr oder weniger nur am Rande behandelten, sind in den folgenden statistischen Angaben nicht berücksichtigt (z. B. das „Forum“). Ausgeklammert wurden auch Periodika, die sich eindeutig als Jahr-‚Bücher‘ deklarieren wie z. B. Hans Weigels „Stimmen der Gegenwart“ oder die oberösterreichischen „Facetten“. Statistisch relevant ist ebenfalls, dass Periodika, die ihren Namen änderten, während im Grunde genommen das Produkt gleich oder ähnlich blieb, hier als Einheit gezählt werden (z. B. die Umbenennung von „Theater der Jugend“ in „neue wege“). Dahingegen werden Zeitschriften, die eine Titeländerung zur Abgrenzung zu ihrem vorher erschienenen Format und zur grundsätzlichen Neupositionierung nutzten oder sogar mit anderen Zeitschriften fusionierten, einzeln gezählt (z. B. die Zeitschrift „Frischfleisch & Löwenmaul“, die aus den zuvor separat erschienenen Periodika „Frischfleisch“ und „Löwenmaul“ hervorging).

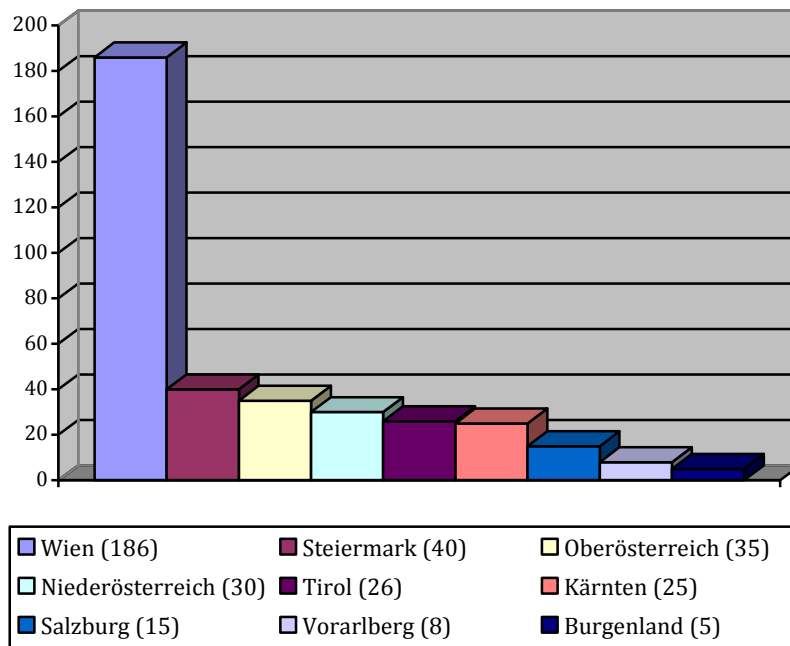


Abb. 1: Übersicht über die Anzahl der Zeitschriften (s. Vertikalachse) in den Bundesländern von 1945 bis 1990

Aus der Aufstellung in Abb. 1 leitet sich folgende prozentuale Aufteilung ab:

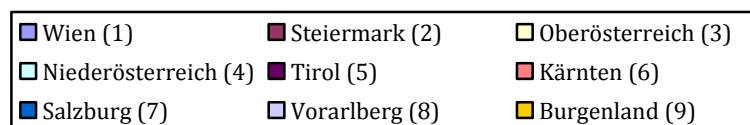
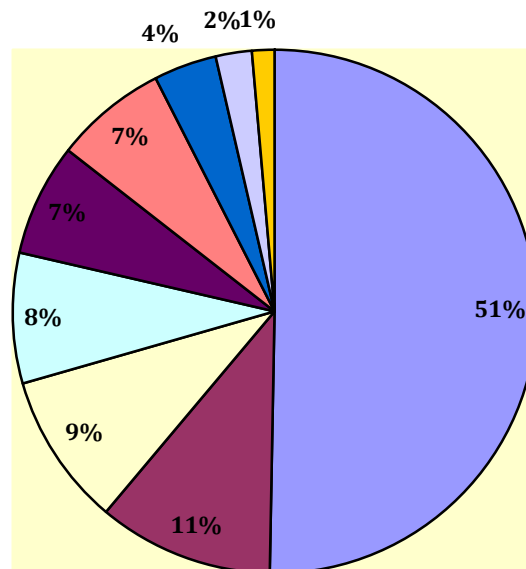


Abb. 2: Prozentuale Verteilung der Zeitschriften auf die Bundesländer im Zeitraum 1945 bis 1990

Erläuterung zu Abb. 2: Die dargestellte prozentuale Verteilung entspricht weitgehend auch der Reihung der Bundesländer nach ihren Einwohnerzahlen. Auffällig ist, dass Niederösterreich mit der zweitstärksten Bevölkerungszahl in Bezug auf seine Literaturzeitschriften nur auf Platz 4 rangiert, während die Steiermark mit deutlich weniger Einwohner(inne)n hinsichtlich ihrer Zeitschriftenproduktivität Platz 2 belegt. Wenn die statistische ‚Torte‘ Tirol und Kärnten gleichsam mit 7% ausweist, so ist absolut betrachtet Tirol dennoch vor Kärnten zu reihen, sowohl hinsichtlich der Einwohnerzahlen als auch bezüglich der Zeitschriftengründungen.

Nur wenige Zeitschriften davon waren bereits vor dem sogenannten „Anschluss“ Österreichs erschienen, passten sich dem neuen Regime freiwillig an oder fügten sich zwangsweise, während andere der diktatorischen Knechtung anheimfielen.

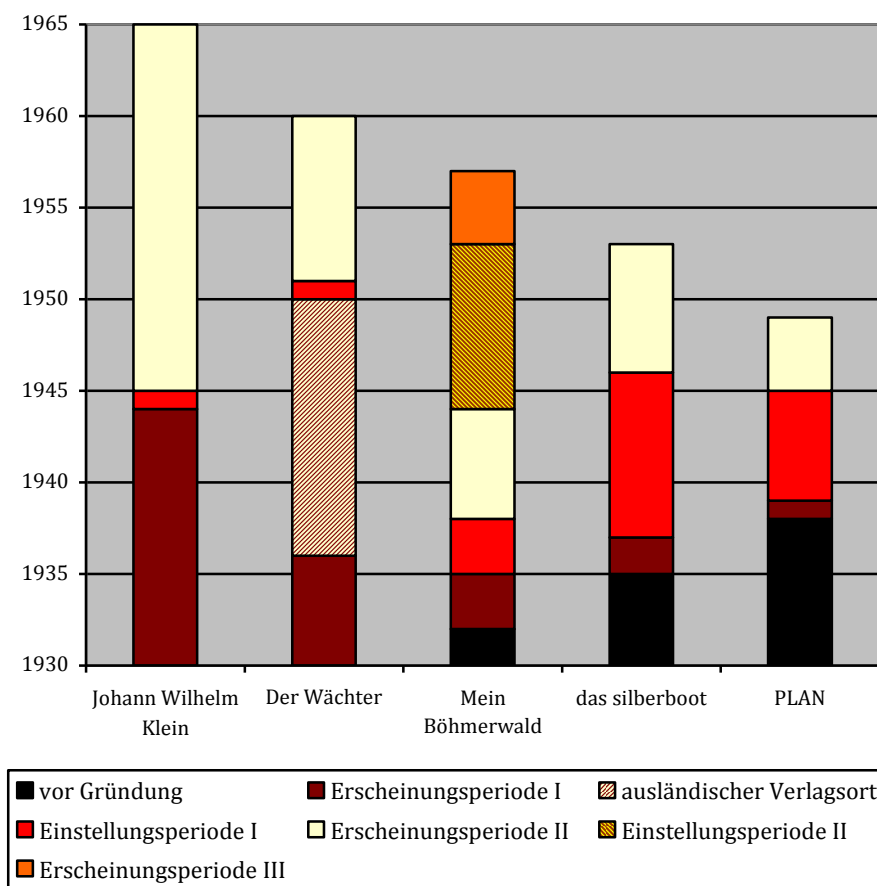


Abb. 3: Österreichische Literaturzeitschriften, die vor und nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen

Erläuterung zu Abb. 3: Die fünf angeführten Zeitschriften verbindet, dass sie alle bereits vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs auf den Markt kamen. Der Weg durch die (Vor-)Kriegsjahre gestaltete sich allerdings höchst unterschiedlich: Die Blindenzeitschrift „Johann Wilhelm Klein“ (1924 gegründet; s. dazu auch die Erläuterung zu Abb. 4) musste nur im vorletzten Kriegsjahr pausieren; „[das silberboot](#)“ erschien 1935 und 1936, ehe Ernst Schönwiese die Zeitschrift bis 1946 stilllegte, ähnlich Otto Basils „[PLAN](#)“, der 1938 in zwei Heften erschien, bevor er bis 1945 verstummen musste. Einen anderen Weg ging „[Der Wächter](#)“: Die von Wilhelm Kosch 1918 ins Leben gerufene Zeitschrift konnte beinahe durchgehend erscheinen, da sie den Verlagsort 1937 ins holländische Nymwegen verlegte und erst – nach einer einjährigen Erscheinungspause – 1951 wieder nach Wien zurückkehrte. Einen (politisch brisanten) Sonderfall in dieser Reihe stellte die 1933 gegründete Zeitschrift für Heimatliteratur „[Mein Böhmerwald](#)“ mit insgesamt drei Erscheinungsperioden (1933–1935, 1939–1944, 1954–1957) dar. Sie ruhte zwar ab 1936, wurde dann aber in den Kriegsjahren 1939 bis 1944 wieder aufgenommen (standesgemäß mit deutschtümelnden Texten und Hakenkreuzzierde), ehe sie von 1945 bis 1953 abermals eingestellt wurde. Erst 1954 unternahm sie einen erneuten, diesmal letzten Anlauf (bis 1957).

Als Zeitschriften mit relativ langem Erscheinungszeitraum sind von 1945 bis 1990 unter erneuter Berücksichtigung der besonderen Gewichtungen der Bundesländer hervorzuheben:

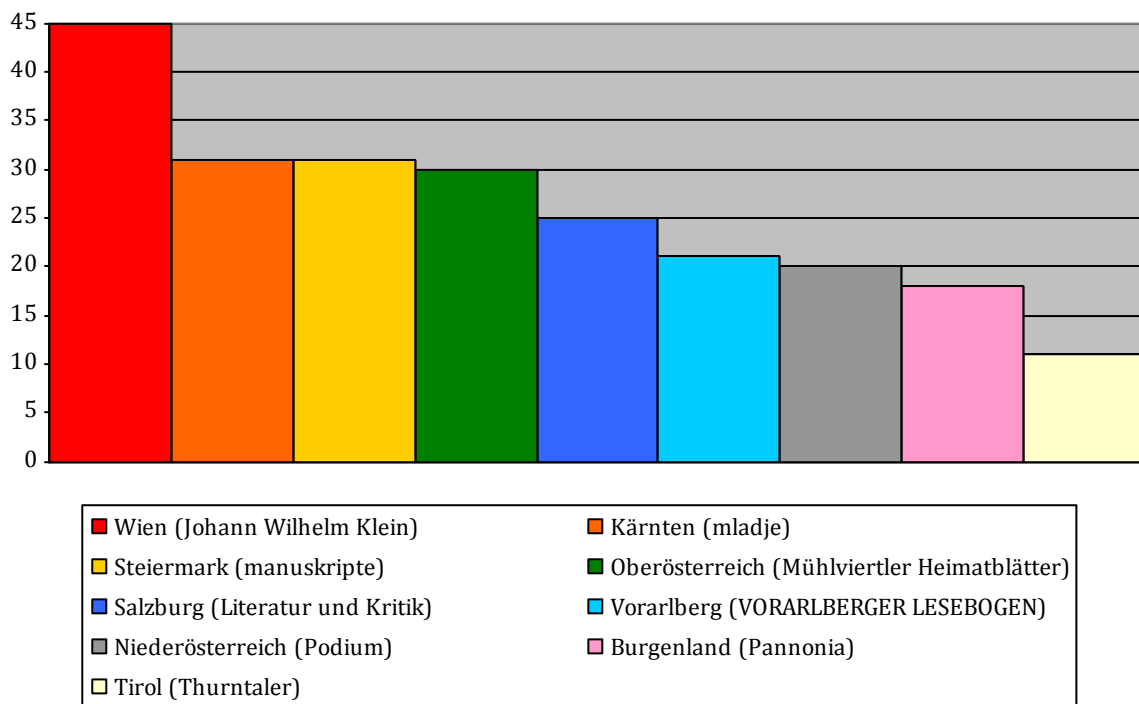


Abb. 4: Die konstantesten Literaturzeitschriften zwischen 1945 und 1990 pro Bundesland nach der Summe ihrer Erscheinungsjahre (s. Vertikalachse)

Erläuterung zu Abb. 4: Auch wenn sie Platz 1 einnimmt, muss die Wiener Blindenzeitschrift „Johann Wilhelm Klein“ als (freilich gesellschaftspolitisch begrüßenswerter) Sonderfall bewertet werden. Sie erscheint bis heute in sehr kleiner Auflage einzig in Blindenschrift und konzentriert sich auf verankertes Literaturgut mit Autoren wie Joseph von Eichendorff, Hermann Hesse, Erich Kästner, Christian Morgenstern, Rainer Maria Rilke und Eugen Roth. Für Wien im Speziellen ist zu ergänzen, dass im weiteren Ranking der rechtslastige „[Eckartbote](#)“ (seit 1953) und das Sehbehinderten-Periodikum „[Unser Schaffen](#)“ (seit 1956) noch vor dem in literarischen Kreisen weithin anerkannten, noch heute existierenden „[Wespennest. Zeitschrift für brauchbare Texte](#)“ (seit 1969) liegen.

Mit diesen statistischen Grunderhebungen ist freilich noch nichts über die ästhetische Relevanz der einzelnen Zeitschriften, ihre ökonomischen Hintergründe (z. B. Anbindung an Verlage, Subventionierungen), ihre insgesamt oder nur regional begrenzten Ausstrahlungskraft in (zeithistorisch bedingter) politischer oder weltanschaulicher Hinsicht etc. ausgesagt; auch nichts über ihre Situierung in den verschiedenen zeitlichen Kontexten. Graphisch lässt sich ein Teilaspekt des Letzteren so darstellen:

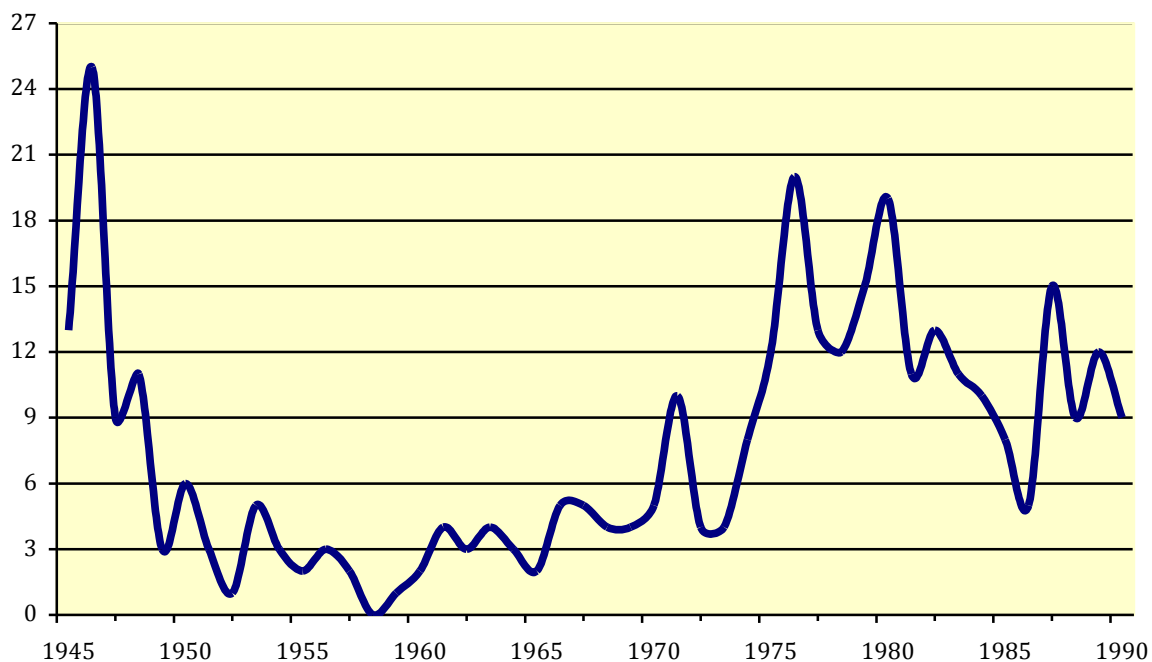


Abb. 5: Anzahl der jährlichen Zeitschriftengründungen
(s. Vertikalachse) zwischen 1945 und 1990

Direkt ins Auge fallen die beiden Höhepunkte der Zeitschriftengründungen in den unmittelbaren Nachkriegsjahren und in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre. Eine Interpretation dieses Sachverhalts erfolgt innerhalb der nun anschließenden – nach chronologischen, regionalen und sonstigen Aspekten geordneten – Betrachtungen im Überblick.

▲ **Zum Anfang des Dokuments**

2. Durch die Jahrzehnte

2.1. Nach dem Krieg

Die ersten Monate nach Kriegsende dienten der schlichten Subsistenzsicherung. Die literarischen Texte, die nun erscheinen konnten, sahen sich vor eine Vielzahl von Anforderungen gestellt: Es galt nachzuholen, was in der Isolation durch das „Dritte Reich“ versäumt worden war, neu zu entdecken, was bereits vor dem Krieg zu wenig wahrgenommen wurde (Musil, Broch, Kafka). Von Literatur wurde auch erwartet, dass sie Hilfe darin bot, einerseits mit der jüngsten Vergangenheit, andererseits mit der kaum verheißungsvollen Nachkriegs-Gegenwart zurechtzukommen. Und nicht zuletzt – sehr oft vielleicht sogar ausschließlich – suchten Leser(innen) in der Literatur schlicht Erholung und Erbauung, die Flucht in eine weniger anstrengende Welt. Eine gewisse Tendenz zur Regression lag nahe, die neuerlich einfache Lösungen für komplexe Probleme versprach. Zeitschriften, die tatsächlich neue Wege suchten, konnten dagegen kaum massenwirksam werden. Die Auflage des „[PLAN](#)“ (1945–1948) etwa war im Vergleich zur sozialistischen Zeitschrift „[Die Frau](#)“ (1945–1987) nur verschwindend klein, sodass jene „Avantgarde“, die der „[PLAN](#)“ aufbot, kaum über einen engen Kreis von Rezipient(inn)en hinausreichen konnte – und selbst in diesem Kreis stieß eine ohnehin schon historische Größe wie der Surrealismus in weiten Teilen immer noch auf Abwehr.

Nun erreicht anspruchsvolle Literatur auch heute nur in Ausnahmefällen Bestsellerstatus. Die Schwierigkeiten, Literatur fernab von Konvention und Erbauung zu schreiben *und* zu veröffentlichen, waren nach dem Krieg dennoch ungleich größer.



Abb. 6: Das „[PLAN](#)“-Heft „Stimme der Jugend“.

Viele Zeitschriften beklagten die Perspektivlosigkeit der Jugend. Ein echtes Forum, auf dem sie sich mit ihren Schöpfungen versuchen konnte, bot jedoch kaum eine Zeitschrift. „Stimme der Jugend“, die Nummer des „[PLAN](#)“, die ausschließlich von einer für diesen Zweck geschaffenen Jugendredaktion, der u. a. Milo Dor und Hans Heinz Hahnl angehörten, gestaltet wurde, blieb ein in dieser Art singuläres Phänomen. Im selben Heft fand sich ein Text der jungen Ilse Aichinger, dessen Titel später von Otto Breicha und Gerhard Fritsch zum Programm für die junge Generation nach dem Krieg erklärt wurde: „Aufruf zum Misstrauen“. An dessen Ende hieß es: „Werden wir misstrauisch gegen uns selbst, um vertrauenswürdiger zu sein!“⁸ Doch auch über das Heft „Stimme der Jugend“ hinaus bot der „[PLAN](#)“ von Beginn an immer wieder jungen Schriftsteller(inne)n Publikationsmöglichkeiten, so dass dort u. a. auch Erich Fried, Reinhard Federmann und Friederike Mayröcker mit früh(est)en Texten erscheinen konnten.

Neben dem „Theater der Jugend“ (ab 1948 „[neue wege](#)“; s. u.), das sich exponiert der Gesamtheit der ‚Jugendstimmen‘ annehmen wollte, sind in Bezug auf den Nachwuchs vor allem noch die von Grazer Student(inn)en gestaltete Zeitschrift „[Die Eule](#)“ (1946)⁹ und der „[strom](#)“ (1945–1949)¹⁰, das Zentralorgan des Verbandes Sozialistischer Studenten Österreichs, zu nennen. Letztere bewiesen, dass der „Aufruf“ Aichingers nur allzu berechtigt war: Der Fortbestand einer von der nationalsozialistischen Ideologie zutiefst unterwanderten Sprache war unübersehbar. In der „[Eule](#)“ boten viele Texte junger Autor(inn)en Beispiele für das Unbehagen an Sprache, zugleich aber auch für das Unvermögen, sich von den Werten, die ihnen im autoritären Regime vermittelt worden waren, zu lösen. Die Redaktionsmitglieder des „[strom](#)“ waren zwar bei den Diskussionsabenden des „[PLAN](#)“ anwesend, ihre Hilflosigkeit einer Generation gegenüber, die erst jetzt wieder an die schon vor dem Anschluss in Österreich marginalisierte Moderne anzuschließen versuchte, äußerte sich teils in offener Kapitulation, teils in Angriffen, in denen noch das Verständnis von ‚entarteter Kunst‘ nachwirkte. Immerhin wurden im „[strom](#)“ weitere Diskussionen ausgelöst, in denen meist von professoraler Seite und im belehrenden Stil Korrekturen der schiefen Bewertungen versucht wurden. So blieb es oft bei einer Literatur des ‚Bemühens‘, um einen der häufigsten Begriffe aus den Selbst- und Fremdeinschätzungen jener Zeit aufzugreifen.

⁸ Ilse Aichinger: Aufruf zum Misstrauen. In: Plan 1 (1946), H. 7, S. 588.

⁹ Vgl. Rüdiger Wischenbart: Der literarische Wiederaufbau in Österreich 1945–1949. Dargestellt in sieben literarischen und kulturpolitischen Zeitschriften. Universität Graz: Dissertation 1981, S. 66–69.

¹⁰ Vgl. Ingrid Pfeiffer: Am Scheideweg der Worte. Literatur in österreichischen Zeitschriften 1945–1948. Wien: Steinbauer 2006, S. 153–162.

Wenn heute der „PLAN“ als die wichtigste Kulturzeitschrift der Nachkriegszeit eingeschätzt wird, so mag das für die langfristige Wirkung der dort vertretenen ästhetischen Ansätze seine Richtigkeit haben, bis Ende der 1940er Jahre wurde der literarische Betrieb aber von Schriftsteller(inne)n dominiert, die sich in jenen Zeitschriften versammelten, die den ‚Wiederaufbau‘ zu ihrer Sache gemacht hatten. Vor allem „Der Turm“ (1945–1948), der von der ÖVP finanziert wurde, verfolgte ein ausgesprochen restauratives, am Begriff des „christlichen Abendlandes“ ausgerichtetes Konzept. Hier wirkte die Generation der oft schon im Ständestaat erfolgreichen Schriftsteller(innen), die nun ihr Schreiben in den Dienst der Schaffung eines neuen Österreichs aus dem Geiste einer Vergangenheit stellte, die ihr verklärtes Antlitz nur dadurch gewann, dass man einerseits die politischen Konflikte der Zwischenkriegszeit negierte und andererseits die zur selben Zeit entstandene Moderne schlicht ignorierte.



Abb. 7: Mit dem Aufruf „Rettet das Antlitz Wiens!“ eröffnete „Der Turm“ sein erstes Heft 1945.

Nichtsdestotrotz wurde ausgerechnet der „Turm“ zum Ort einer der hitzigsten Diskussionen über den Umgang mit belasteten Schriftsteller(inne)n: 1947 (Heft 5/6) veröffentlichte die Zeitschrift den Artikel „Josef Weinheber und sein Testament“. Der Beitrag beschäftigte sich mit einem der letzten Gedichte des schwer belasteten und gegen Kriegsende freiwillig aus dem Leben geschiedenen Dichters und versuchte damit, Weinheber politisch zu rehabilitieren und in den literarischen Kanon wieder einzugliedern.¹¹ Die nachfolgende, über mehrere Ausgaben geführte Diskussion verlief wenig produktiv, blieb sie doch auf die Person Weinhebers beschränkt. Eine Ausnahme bildete der Beitrag von Oskar Jan Tauschinski, der auf einige österreichische Schriftsteller(innen) als

¹¹ Vgl. ebd., S. 144–146.

Opfer des Naziregimes hinwies (Ernst Lissauer, Emil Lucka, Erwin Rieger, Alma Johanna König, Alfred Grünwald und Max Fleischer) und sie damit – mehr oder weniger erfolglos – vor dem Vergessen bewahren wollte.

Der „[PLAN](#)“ startete dagegen gleich im ersten Heft die Auseinandersetzung unter dem Titel „Vom österreichischen NS-Parnaß“ – und nannte eine ganze Reihe von Namen, ohne allerdings auf die doch deutlichen Unterschiede im Grad der Belastung der oder des Einzelnen einzugehen.¹² Auch in späteren Heften ließ Otto Basil nicht von der Frage nach persönlicher Schuld ab, etwa im Falle Karl Heinrich Waggerls oder Arnolt Bronnens, wobei er sich zunehmend um größere Differenziertheit im Urteil bemühte.¹³ Nach dem Ende des „[PLAN](#)“ war es im Besonderen „[Die Zeit](#)“ (1948–1950, Wien), die nun auch auf das Fortwirken von belasteten Professoren, speziell des Germanisten Josef Nadler, hinwies und auf Änderung dieses Zustandes drängte.

Im „[Turm](#)“ erschien, wenn auch an keineswegs hervorgehobener Stelle, jene Betrachtung, die für den größten Teil des Literaturbetriebs maßgeblich sein sollte: In seinem „Brief an den Turm“ schrieb Alexander Lernet-Holenia:

In der Tat brauchen wir nur dort fortzusetzen, wo uns die Träume eines Irren unterbrochen haben, in der Tat brauchen wir nicht voraus-, sondern nur zurückzublicken.¹⁴

Es waren nicht nur die illustrierten Magazine wie „[Die Feierstunde](#)“ (1945–1947) oder „[Jedermann](#)“ (1947–1950), sondern auch die konservativen Kulturzeitschriften „[Turm](#)“, „[Austria](#)“ (1946–1948), „[Woge](#)“ (1946) oder „[Feierabend](#)“ (zunächst „Feierstunde“, 1946–1947), die sich auf Altbewährtes beriefen – und aus diesem Blickwinkel die Moderne mehr oder weniger übersahen.

Es zählt noch immer zu den wesentlichen Verdiensten von Ernst Schönwieses „[silberboot](#)“ (1935–1936, 1946–1952), dass hier ab 1946 mit Abdrucken von Texten von Robert Musil, Hermann Broch oder Elias Canetti zumindest der Grundstein für deren erst später erfolgte breite Anerkennung gelegt wurde. Die (Wieder-)Entdeckung Kafkas dagegen war ein nahezu durchgehendes Phänomen in den wichtigsten Kulturzeitschriften nach dem Krieg, es schien, als könnten sich so unterschiedliche Zeitschriften wie der „[PLAN](#)“, „[Der Turm](#)“, „[Die](#)

¹² Vgl. Plan 1 (1945), H. 1, S. 72–76.

¹³ Vgl. Andrea Zederbauer: „Nimm unsere Hände, o Herbst, und führ’ uns ins Schweigen.“ Das Thema „Entnazifizierung der Literatur“ am Beispiel der Kulturzeitschriften „Plan“ und „Turm“ (1945–1948). Universität Wien: Diplomarbeit 1998; Daniela Strigl: Spurensicherung auf dem „österreichischen NS-Parnaß“. Otto Basil und die Debatte um Josef Weinheber. In: Otto Basil und die Literatur um 1945. Hg. von Volker Kaukoreit und Wendelin Schmidt-Dengler. Wien: Zsolnay 1998 (= Profile Bd. 2), S. 66–76.

¹⁴ Turm 1 (1945), H. 4/5, S. 109.

[schönen Künste](#)“ (1946–1948), [„das silberboot“](#), [„Wort und Tat“](#) (1946–1948), aber auch die katholische Zeitschrift [„Wort und Wahrheit“](#) (1946–1973) zumindest auf diesen einen Autor einigen, was sich wohl der Vielzahl der interpretatorischen Anknüpfungspunkte verdankt, die sein Werk bereit stellt.

Einen eigenen Komplex für sich bilden die Zeitschriften, die der SPÖ nahestanden, wozu [„Die Bastei“](#) (1946–1948), die [„Wiener Bühne“](#) (1945–1950), [„Die Zeit“](#), der [„ÖGB Bildungsfunktionär“](#) (1947–1969) und – etwas später – [„Die Schau“](#) (1953–1954) gehörten. Zumeist an der Leitfigur Josef Luitpold Sterns ausgerichtet, wurde hier die sozialdemokratische Tradition der Arbeiterdichtung fortgeführt, allerdings ohne diese wesentlich zu erneuern. Dennoch boten einige Texte einen realistischen, sozialkritischen Zugang, der sich deutlich sowohl von Parteiliteratur als auch von der im Allgemeinen vorherrschenden Fülle an historischen Romanen und Erzählungen sowie erbaulich-behebiger Lyrik abhob.¹⁵

Besonders lange erschien das Gewerkschaftsorgan [„ÖGB Bildungsfunktionär“](#), das auch der Literatur breiten Raum widmete. Hier fanden sich viele programmatische Aufsätze, bemerkenswert waren vor allem die Ausführungen von Gerhard Fritsch, der darin schon früh Einschätzungen österreichischer Literat(inn)en lieferte, die erst später breite Anerkennung finden sollten. Zudem bot die Zeitschrift auch immer wieder jenen Schriftsteller(innen) Abdruckmöglichkeiten, die zwar nicht unbedingt der SPÖ angehörten, ihr aber zumindest nahestanden, u. a. Walter Buchebner, Christine Busta oder Andreas Okopenko.

In kaum einer Zeitschrift war die Grundsteinlegung des Mythos ‚Wiederaufbau‘ jedoch so in Reinform zu beobachten wie in der [„Österreichischen Rundschau“](#) (1945–1949). Schon im ersten Heft hieß es:

Aber trotz der Nöte des Augenblicks, trotz der Härte der Daseinsbedingungen, die als Folgeerscheinung der Niederlage zur Zeit noch Oesterreichs beste Energien verschlingen, ist es Zeit, die Grundsteine zu legen für die Sendung, die Oesterreich durch seine geographische Lage und seine kulturelle Bedeutung vorbehalten ist.¹⁶

Ursprünglich auf Initiative der französischen Besatzer gegründet, doch schon bald von einem Wirtschaftsverlag übernommen, verengte sich die anfangs internationale Ausrichtung der

¹⁵ Mit der Zeitschrift [„STICHWORT“](#) (1983) wurde über zwanzig Jahre später noch einmal versucht, an genau diese Tradition anzuschließen, auch indem an Alfons Petzold erinnert wurde, ein weiterer wichtiger Beiträger der SPÖ-nahen Zeitschriften nach dem Krieg. Es blieb allerdings beim Versuch. Vom [„STICHWORT“](#) erschien nur ein Heft.

¹⁶ Ohne Verfasserangabe: Sendung des Volkes (Statt eines Programms). In: [Österreichische Rundschau](#) 1 (1945), H. 1, S. 5.

Zeitschrift bald auf rein österreichische Themen und Autor(innen), wobei vor allem jene abgedruckt wurden, die damals Erfolge zu verzeichnen hatten.

Wesentlich mitgestaltet wurde die Kulturzeitschriftenlandschaft nach dem Krieg durch die Alliierten. Das betraf nicht nur die Notwendigkeit, für eine Zeitschriftengründung bei ihnen um eine Lizenz ansuchen zu müssen, sondern auch die eigenen Publikationen der Besatzer: Die Briten gaben den „[Weltspiegel](#)“ (1946), die Sowjets „[Die Brücke](#)“ (1945–1965) und die Amerikaner die Zeitschrift „[Erziehung](#)“ (1948–1955), später in „Kontinente“ umbenannt, heraus. Der im Titel der letztgenannten Zeitschrift schon anklingende didaktische Grundimpetus war allen diesen Publikationen zueigen. Amerikaner und Sowjets legten ihr Hauptaugenmerk allerdings auf den Tageszeitungsbereich, im Feld der Kulturzeitschriften war besonders die französische Administration aktiv, nicht zuletzt deswegen, weil Frankreichs eigenes politisches Gewicht nach dem Krieg zweifellos unter den Alliierten am geringsten wog, eine Kränkung, die man auf dem noch verbleibenden Terrain der Kultur zu sublimieren versuchte. Neben der „[Österreichischen Rundschau](#)“ lassen sich noch vier weitere Zeitschriften auf französische Initiative bzw. Unterstützung zurückführen: Die beiden eher auf Unterhaltung ausgerichteten Magazine „Die Feierstunde“ und „[PANORAMA](#)“ (1948), die dennoch immer wieder französische Literaten vorstellten, sowie die „[Europäische Rundschau](#)“ (1946–1949) und „[Wort und Tat](#)“ (1946–1948). Besonders „[Wort und Tat](#)“ war eine der ambitioniertesten Neugründungen nach dem Krieg, die Hefte hatten Buchumfang und enthielten anspruchsvolle Beiträge zu allen Bereichen der Kultur und zudem einen gewichtigen literarischen Teil, in dem sich nicht nur französische Literatur, vor allem des für die Nachkriegsgeneration einflussreichen *Renouveau catholique*, sondern bald auch österreichische Literatur fand, wobei mit Otto Basil, Theodor Kramer und Walter Toman wichtige Namen aufschienen.¹⁷

Ähnlich ambitioniert lanciert wurde die „[Europäische Rundschau](#)“. Ihr Wandel zum flachen illustrierten Magazin war jedoch typisch für eine allgemeine Entwicklung um 1950: Das Interesse für internationale Literatur schwand zusehends, die österreichische Literatur konzentrierte sich auf sich selbst und fand zu einer neuen Ordnung, die in vielen Teilen doch

¹⁷ Um auf die eingangs erwähnten Zweifelsfälle der ‚Abgrenzung‘ zurückzukommen, sei in diesem Zusammenhang am Rande doch auch auf die vom ‚Alliierten Informationsdienst‘ (in London) herausgegebene – weithin vergessene – (Reeducation-)Zeitschrift „*Neue Auslese*“ (1945–1950) hingewiesen. Bei einer genaueren Betrachtung dieses auch in Österreich weit verbreiteten Periodikums wird man gewahr, welche Rolle es auch für österreichische Exilschriftsteller und deren Wiedereinbindung spielte, wie z. B. Felix Braun, Erich Fried, Joseph Kalmer und Theodor Kramer (vgl. Volker Kaukoreit: *Frühe Stationen des Lyrikers Erich Fried* [...]. Darmstadt: Häusser 1991, S. 174–177 u. 514–517).

wieder eine alte war.¹⁸ Literarische Weiterentwicklung wurde zu einer Sache, die vorerst im Verborgenen stattfand – ja manchmal im tatsächlichen Wortsinn „im Keller“.¹⁹

▲ Zum Anfang des Dokuments

2.2. Die 1950er Jahre

„JUGEND spricht zur JUGEND!“²⁰ war im siebzehnten Heft des Jahrgangs 1946/47 im Mitteilungsblatt des „[Theaters der Jugend](#)“ (später „neue wege“; 1945–1988) zu lesen, ein folgenreicher Einschnitt, der für die Entwicklung der Nachwuchsschriftsteller(innen) insbesondere der 1950er Jahre prägend war. Das „[Theater der Jugend](#)“ hatte bald nach dem Krieg versucht, sich mit seiner Zielgruppe ins Einvernehmen zu setzen, indem es zur Meinungsäußerung eingeladen hatte. Zurück kam – und damit ist das „[Theater der Jugend](#)“ ein soziologisches Biotop für die Stimmung nach dem Zweiten Weltkrieg – vor allem eine Resonanz: Kultur ist wichtig, bietet im bisher festgelegten Rahmen aber kaum handhabbare Hilfe im unsicheren Nachkriegsalltag. Exemplarisch für die Stimmung ist folgende Stellungnahme:

Dann sagen Sie [die Vertreter des „Theaters der Jugend“; Anm. d. Verf.], wir sollen nicht nach dem „Zeitstück“ schreien. Odysseus war auch schon Heimkehrer wie wir, und die gute Schwester Antigone hat genau so für das Menschenrecht gekämpft, wie wir es sollten. Zugegeben! Nur, daß wir uns separat noch mit ganz eigenen Problemen herumzuschlagen haben. Unsere Schwestern nämlich außerdem mit dem Elend, wie sie sich Geld für Brot und Schuhe verdienen, und daß die meisten von ihnen nie einen Mann haben werden, weil die jungen Männer tot sind. Und wir – wie wir noch einen Platz zu leben finden in dem hinterlassenen Chaos – und wo – und wann.

Ist unsere Not so bagatellmäßig gering, daß sie nicht auf die Bühne gebracht werden kann? Werden dort nur patentierte „ewige“ Konflikte zugelassen?²¹

Das „[Theater der Jugend](#)“ hatte mit seinem Aufruf ins Wespennest gestochen. Die direkte Ansprache an die Nachwuchsgeneration fand derartigen Anklang, dass „Jugend spricht zur

¹⁸ Es war keineswegs nur das wachsende Desinteresse an der internationalen Literatur, das bereits vor der Einstellung der „Europäischen Rundschau“ das markante Verschwinden von Zeitschriften ab 1947 (vgl. Abb. 5) verursachte. Eine wichtige Rolle spielten vielmehr die Währungsreform und die bereits erwähnte kritische Wirtschaftslage (vgl. dazu auch das im Kap. 4.1. behandelte Ende des „PLAN“).

¹⁹ Vgl. Im Keller. Der Untergrund des literarischen Aufbruchs um 1950. Hg. von Evelyne Polt-Heinzl u. Daniela Strigl. Wien: Sonderzahl 2006.

²⁰ Vgl. Jugend spricht zur Jugend! In: Theater der Jugend 2 (1946/47), H. 17, S. 3.

²¹ Theater der Jugend 2 (1946/47), H. 16, S. [1].

Jugend“ ab Heft 19 nicht nur zur festen Rubrik wurde, wo die ersten literarischen Texte der Nachwuchsgeneration veröffentlicht wurden, sondern die Organisation sogar in die Verlegenheit kam, die folgende ‚Bitte‘ im Februar 1948 (Nummer 32) an die Leser(innen) zu richten:

Gegenwärtig laufen beim „Theater der Jugend“ so viele Manuskripte ein, daß wir uns veranlaßt sehen, an alle unsere Leser und Freunde die Bitte ergehen zu lassen, nur Arbeiten einzusenden, von denen sie selber der festen Meinung sind, daß sie zu einer Veröffentlichung reif erscheinen.²²

An der demokratischen Linie und der Ermunterung der Jugend hielt man zweifellos fest. Im gleichen Heft wurde um Mithilfe bei der Bestimmung eines neuen Namens gebeten, um die Verwechslung zwischen dem Theater der Jugend als Institution und der Zeitschrift zu beenden.²³ Der Siegertitel, der im Mai 1948 (Nummer 35) übernommen wurde, lautete: „[neue wege](#)“. Die neuen Ziele wurden folgendermaßen erklärt:

Denn das Ziel, das wir uns gesetzt haben, ist nicht nur, im Sinne einer großen Tradition des österreichischen Schrifttums zu wirken, sondern Kunde zu geben von einem neuen Aufstieg und neue Wege zu suchen, die zu einem glücklicheren Dasein führen, insbesondere aber den jungen Menschen, jene Wege finden zu helfen, die zu den reinen Freuden des Reiches der Kunst führen. Wir wollen beitragen zur Wiederaufrichtung eines geistigen Österreichertums von kultureller Aktivität.²⁴

Diese Zeilen waren selbstredend noch getragen vom Duktus des Wiederaufbau- und Wiedererstarkungswillens der Nachkriegsjahre. Allerdings machte das „[Theater der Jugend](#)“ auch einen Sprung in Richtung Progressivität und eine Öffnung zu moderneren Ansichten deutlich.

Im vierten Jahrgang tauchten allmählich jene Namen auf, die den „[neuen wegen](#)“ zu Beginn der 1950er Jahre ihren Stempel aufdrückten. In der Nummer 41 vom 24. Januar 1949 wurden erstmals Texte von Herbert Eisenreich und Andreas Okopenko, zwei der bald gewichtigsten Stimmen, abgedruckt. Im Heft 43 kam ein weiterer wichtiger Name der nächsten Jahre hinzu: Friedrich Polakovics. Im Heft 50 stießen Ernst Kein und Wolfgang Strobach zu den „neuen wegen“, ein Heft später René Altmann und H. C. Artmann. Damit war fast der ganze Autorenkader gesammelt, der die „[neuen wege](#)“ zur Blütezeit führte.

Diese Hochzeit ging mit der Gründung eines Arbeitskreises mit jungen Autor(inn)en einher, bei dem die eben Genannten federführend mitwirkten – sowohl die Textproduktion als auch die Textauswahl betreffend. Pointiert hielt Andreas Okopenko dazu später fest: „Die

²² Theater der Jugend 3 (1947/48), H. 32, S. 21.

²³ Vgl. Das „Theater der Jugend“ teilt mit. In: Theater der Jugend 3 (1947/48), H. 32, S. 23.

²⁴ Hans Zwanzger: Neue Wege. In: Theater der Jugend 3 (1947/48), H. 34, S. 1.

Hauptbeiträge unserer lektoralen Ära waren wir selbst“.²⁵ So sehr die Verantwortlichen der „[neuen wege](#)“ die freie Meinungsäußerung der Jugend auch propagierten, so schwierig war das Gleichgewicht zwischen der jugendlichen und erwachsenen Sicht zu halten. Zum einen wurden die jungen Autor(inn)en für ihre triste Sichtweise kritisiert, zum anderen erfreute sich die Nähe zum Surrealismus, zu Formexperimenten usw. nicht besonders großer Beliebtheit in der (schulnahen) Öffentlichkeit. Als Bindeglied zwischen den Fronten wurde im Dezember 1950 Friedrich Polakovics zum Assistenten des verantwortlichen Redakteurs Franz Häußler bestellt.

Innerhalb des Beiträger(innen)kreises war es vor allem Herbert Eisenreich, der dem experimentellen Umgang mit Sprache äußerst kritisch gegenüberstand. Die internen Auseinandersetzungen gipfelten 1951 im Ausscheiden von Andreas Okopenko, H.C. Artmann, René Altmann, Ernst Kein und Hans Weißenborn. Die „[neuen wege](#)“ wurden nun vor allem von jenen bestimmt, deren Literaturbegriff zwar Modernität beanspruchte, aber am realistischen Gehalt des Erzählens und Dichtens festhielt, unter ihnen Gerhard Fritsch, Walter Buchebner, Elfriede Gerstl, Marlen Haushofer oder Hans Lebert. Als 1957 wieder Gedichte von Ernst Kein, konkrete Poesie von Gerhard Rühm und Sprechgedichte von Ernst Jandl erschienen, brach neuerlich ein Sturm der Empörung los. Nachdem der unbeirrbar Redakteur Friedrich Polakovics im nächsten Heft nochmals Gedichte von Kein sowie erstmals Dialektgedichte von Artmann veröffentlichte, verlor er seine Stelle.²⁶

Die aus dem Arbeitskreis ausgeschiedene Truppe hatte allerdings bereits 1950 – maßgeblich von H.C. Artmann initiiert – an dem Parallelprojekt „Der Keller“ gearbeitet. 1951 entstand daraus die erste Avantgardezeitschrift nach dem Krieg, nämlich die „[publikationen einer wiener gruppe junger autoren](#)“ (1951–1957). Neben Andreas Okopenko, der die treibende Kraft bei der Umsetzung war und schließlich als Herausgeber fungierte, waren es vor allem die Beiträge von René Altmann, H.C. Artmann, Ernst Jandl, Ernst Kein und Friederike Mayröcker, die die hektographierte Zeitschrift prägten. Allerdings währte auch dieses Projekt nicht lange. Im Januar 1953 erschien das vorerst letzte Heft, ehe H.C. Artmann 1957 die Zeitschrift unter dem Titel „[publikationen](#)“ für zwei Ausgaben noch einmal aufleben ließ.

²⁵ Andreas Okopenko: Der Fall „Neue Wege“. Dokumentation gegen und für einen Mythos. In: Literatur und Kritik (1966), H. 9/10, S. 89–104, hier S. 95.

²⁶ Vgl. dazu auch Daniela Strigl: Die Neuen Wege – Zentralorgan der literarischen Avantgarde? In: „NEUE WEGE“. 75 Jahre Theater der Jugend in Wien. Hg. von Gerald M. Bauer, Birgit Peter. Wien, Berlin: Lit Verlag 2008, S. 73–86.

Weitere Veröffentlichungsmöglichkeiten für junge Autor(inn)en waren dünn gesät und zumeist recht kurzlebig: Kurt Klingers „[Von Mensch zu Mensch](#)“ (1950–1952) erschien nur vier Mal, hier veröffentlichten neben oberösterreichischen Debütant(inn)en auch Vera Ferra-Mikura und Jeannie Ebner sowie Hans Weißenborn, der bald nach dem Ende der Zeitschrift zusammen mit Klinger „[alpha](#)“ (1954–1960) gründete. Auch in dieser, zu Beginn international orientierten Zeitschrift gewann schließlich die österreichische Avantgarde um René Altmann, H.C. Artmann, Ernst Jandl und Friederike Mayröcker die Oberhand.²⁷

Ein mitbestimmendes Schlagwort für die junge Schriftsteller(innen)generation der 1950er Jahre war zweifellos der „Surrealismus“, obschon er nur wenig mit dem eigentlichen, historischen (ursprünglichen französischen) Surrealismus gemein hatte. Edgar Jené hatte sich vor allem im „[PLAN](#)“, aber auch in der „[Europäischen Rundschau](#)“ (1946–1949) für die Kunstrichtung eingesetzt, wenn auch mit zunächst wenig sichtbarem Erfolg: Vom gesellschaftskritischen, politischen Potential des Surrealismus blieb in Österreich kaum etwas übrig, selbst Wohlmeinende reduzierten ihn auf seine psychologischen Komponenten. Darüber hinaus herrschte blankes Unverständnis und Ablehnung vor. Nicht selten bediente man sich dabei sogar jenes Begriffsreservoirs, mit dem wenige Jahre zuvor noch über „entartete Kunst“ gesprochen wurde. Edgar Jené stellte dem zusammen mit Max Hölzer mit den 1950 herausgegebenen „[Surrealistischen Publikationen](#)“ (1950–1954) noch einen weiteren Versuch entgegen, übersiedelte aber dann bald nach Frankreich. Mag die breite Wirkung der nur zwei Ausgaben damals auch ausgeblieben sein, für einige junge Autor(inn)en, die dem Kreis um die „[neuen wege](#)“ angehörten, waren die in der Zeitschrift abgedruckten Texte französischer Surrealisten jedenfalls äußerst bedeutsam, schrieb doch Konrad Bayer, sie „hatten bei allen wissenden [...] starkes interesse gefunden.“²⁸

Als Beispiel einer Zeitschrift mit erstaunlich breitem Spektrum kann die von Heinz Kindermann redaktionell verantwortete Zeitschrift „[Freude an Büchern](#)“ (1950–1954) angeführt werden, in der einerseits konservative wie politisch belastete Autoren wie Franz Karl Ginzkey oder Siegfried Freiberg veröffentlichten, aber auch Ilse Aichinger, Artmann und Jandl. Eine Art Heimatliteratur propagierte ab 1956 „[Heimatland](#)“ (1956–2001; später „Literatur aus Österreich“), in dem zwar durchaus konservative Schreibweisen vorherrschten und nicht jeder Beiträger als völlig unbelastet bezeichnet werden kann, das aber dennoch auch

²⁷ Vgl. Hermann Schlösser: Von *alpha* zu ALPHA. Eine Wiener Lyrikzeitschrift der fünfziger Jahre – heute gelesen. In: Im Keller (Anm. 19), S. 117–134.

²⁸ Konrad Bayer: Hans Carl Artmann und die Wiener Dichtergemeinschaft. In: Die Wiener Gruppe: Ein Miment der Moderne 1954–1960. Hg. von Peter Weibel. Wien, New York: Springer 1997, S. 33.

junge Autor(inn)en wie Jeannie Ebner und Herbert Eisenreich veröffentlichte. Und auch die „[neue generation](#)“ (1950–1965), der Nachfolger des „[strom](#)“ (1945–1949), stand z. B. Jandl und Elfriede Gerstl für vereinzelte Abdrucke offen, richtete sich aber dann doch mehr an der Linie Herbert Eisenreichs aus, der gegen Ende der 1950er Jahre in der Zeitschrift „[Die österreichischen Blätter](#)“ (1957–1958) Heimito von Doderer oder Albert Gütersloh zu den Leitfiguren für junge Autor(inn)en erklärte.

Nach dem Ende der „Entnazifizierung“ 1949 dauerte es nicht lange, ehe 1953 mit dem wiederbelebten „[Eckartboten](#)“ eine ausgesprochen revisionistische, später rechtsextreme und teils neonazistische Kulturzeitschrift erschien. Neben einer Unzahl teils schwer belasteter Literat(inn)en veröffentlichten hier aber auch Schriftsteller(innen) wie Christine Busta²⁹ und Franz Kießling, die damit wenig Sensibilität für ihr publizistisches Umfeld bewiesen. Die Re-Integration früherer Nationalsozialist(inn)en lässt sich auch in „[Mein DBG-Buch](#)“ (1953–1964) beobachten, der Kundenzeitschrift der „Deutschen Buchgemeinschaft Wien“.

Am repräsentativsten für die Literatur der 1950er Jahre war zweifellos „[Wort in der Zeit](#)“ (1955–1966), nicht zuletzt weil der Herausgeber Rudolf Henz (ein ehemaliger Austrofaschist) sich genau dieses Ziel gesetzt hatte. Aus seiner programmatischen Eröffnung soll hier zitiert werden, waren die darin angesprochenen Eckpunkte doch nicht nur für den Nachfolger „[Literatur und Kritik](#)“ (seit 1966), sondern auch für eine ganze Reihe späterer Zeitschriftengründungen maßgeblich, indem sie in Teilen oder fast deckungsgleich in die jeweiligen Programmatiken übernommen wurden.

Wenn wir uns aber in unserer neuen Zeitschrift Österreich in den Vordergrund stellen, dann wollen wir uns damit weder einengen noch absondern. Wenn wir Österreich sagen, dann denken wir geistig Europa mit, so wie wir es seit Jahrhunderten gewohnt sind. Wir wollen auch in dieser Monatsschrift die Tür weit offen halten und alles Gute einlassen, aber es wäre sinnlos und überflüssig, aus der österreichischen Dichtung nur herauszustellen, was einem verwaschenen Allerweltschmack entspricht. Nur wenn wir, auf die Qualität und Lauterkeit des Strebens bedacht, unsere besten Autoren herausstellen in ihrer Eigenart und Besonderheit, dienen wir damit auch dem europäischen Schrifttum. Daß wir in „Wort in der Zeit“ sowohl bei den Gesamtdarstellungen einzelner Autoren als auch im kritischen Teil vor allem jenen Werken nachspüren werden, in denen unsere Zeit Gestalt und Form wird, ist genau so selbstverständlich, wie daß wir dem literarischen Nachwuchs unsere besondere Aufmerksamkeit widmen werden, wobei es für uns gleichgültig ist, ob das echte Talent aus dieser oder jener Gruppe kommt.³⁰

²⁹ Die sich nach dem Krieg (in der Nähe der Sozialdemokratie) liberal gebende Busta stellte ihre Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zwar vor allem anhand des Aspektes „Schuld“ dar, unterschlug dabei jedoch auch ihre eigenen Verwicklungen (vgl. dazu Annette Steinsiek, Ursula A. Schneider: Schuld und Schreiben, Trauer und Tröstung, Pan und „Plan“. Der Nachlaß Christine Bustas und seine Perspektiven für die Forschung. In: Christine Busta. Texte und Materialien. Hg. von Michael Hansel. Wien: Sonderzahl 2008, S. 160–196).

³⁰ Rudolf Henz: Vorwort des Herausgebers. In: Wort in der Zeit 1 (1955), H. 1, S. 2.

Das von Henz angerufene „geistige Europa“ entsprach schon nicht mehr im engeren Sinn dem „christlichen Abendland“ von Egon Seefehlners „[Turm](#)“ (1945–1948), sondern beschränkte sich – wie im Programm später noch ausgeführt und in den einzelnen Nummern auch praktiziert – auf den Raum der ehemaligen Donaumonarchie. „Qualität“ als Voraussetzung für die Aufnahme in die Zeitschrift beanspruchten auch weitere Periodika für sich und ersparten sich mit dem nicht weiter ausgeführten Schlagwort eine genauere Rechtfertigung ihrer Auswahlkriterien. „[Wort in der Zeit](#)“ sollte die angekündigte Ebenbürtigkeit des „Nachwuchses“ mit Arrivierteren oder Autor(inn)en des eigenen Kanons in seinen weiteren Heften nur sehr bedingt einlösen.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

2.3. Die 1960er bis 1980er Jahre

Die 1960er Jahre waren gekennzeichnet von der Dominanz traditioneller, teils konservativer Literatur, zugleich aber auch dem zunehmenden Aufkommen von Publikationen, die neue Wege suchten und Stimmen hören ließen, die bis dahin noch kaum gehört wurden. Das Schlagwortjahr „1968“ markiert hier nur den endgültigen Durchbruch einer Bewegung, für die die Anzeichen und ersten Äußerungen bereits in den Jahren zuvor deutlich wahrzunehmen waren.

So stehen am Anfang des Jahrzehnts nicht nur die Gründungen der „[manuskripte](#)“ (seit 1960) in Graz im Gefolge des neuen „Forum Stadtpark“ oder der – kurzlebigen und weit weniger bekannten – anarchistischen Zeitschrift „[Katakomben](#)“ (1961), auch die Leser(innen) von „[Wort in der Zeit](#)“ (1955–1966), das zu jener Zeit als einzige Literaturzeitschrift Subventionen erhielt und sich als Repräsentant der österreichischen Literatur verstand, mussten sich mit dem Neuen auseinandersetzen: Auf Betreiben des Redakteurs Gerhard Fritsch waren 1964 Texte von Gerhard Rühm und Konrad Bayer erschienen, die in den nächsten Heften den Anlass zu einem ästhetischen Richtungsstreit unter österreichischen Schriftsteller(inn)en boten, wie er bis dahin in dieser Deutlichkeit noch nicht stattgefunden hatte. Die erbosten Zuschriften von vorwiegend älteren, konservativen Schriftsteller(inne)n, darunter auch Träger(innen) des „Großen Österreichischen Staatspreises“, beantwortete der

Herausgeber Rudolf Henz mit einem Aufruf zur Toleranz, die er in diesem Fall mit gutem Recht einfordern durfte, entsprachen die Texte doch nicht im Geringsten seinen eigenen literarischen Vorlieben. Deutlicher wurde Gerhard Fritsch selbst: „Ich glaube, es war notwendig, Rühm und Bayer in ‚Wort und Zeit‘, das ja auch nicht ‚Wort aus dem Olymp‘ heißt, zu veröffentlichen“. Seine Kündigung ein Jahr später hatte trotz aller öffentlichen Beteuerungen der daran beteiligten Seiten durchaus auch mit seinem Einsatz für die neue Literatur zu tun, sodass das Protestschreiben von 49 Schriftsteller(inne)n, das im nächsten Heft veröffentlicht wurde, vollauf berechtigt war. Die Liste der Unterzeichnenden las sich wie ein *Who-is-who* jener Autor(inn)en, die zu dieser Zeit ihre gefestigte Position – zumindest in Ansätzen – für den Einsatz für neue Literatur nutzten (Franz Theodor Csokor, Otto Breicha, Werner Riemerschmied, Hans Weigel) und jener, die in den folgenden Jahren ins Zentrum des literarischen Betriebs gelangen würden, u. a. Jeannie Ebner, Andreas Okopenko oder Georg Sebestyén. Ebenso waren aber auch literarische Ausnahmetalente vertreten, deren breite Anerkennung erst verspätet (Elfriede Gerstl, Marlen Haushofer, Hans Lebert) oder nie wirklich (René Altmann, Alois Vogel, Herbert Zand) erfolgen sollte.

Mit der Gründung der „[protokolle](#)“ (1966–1997) konnte Otto Breicha nicht nur für Gerhard Fritsch einen neuen Redaktionsposten finden, sondern zugleich eine Publikation schaffen, in der der von traditioneller Seite angefeindeten Literatur eine sichere Veröffentlichungsmöglichkeit geboten wurde. In ihrem Verdienst um die österreichische Avantgarde im Vergleich mit den „[manuskripten](#)“ sicherlich unterschätzt – vielleicht weil sie etwas bedächtiger und sicherlich weniger streitlustig agierten –, boten die „[protokolle](#)“ bis 1993 einen verlässlichen Einblick in die Werkstatt aktueller österreichischer Literat(inn)en. Mit „[Ver Sacrum](#)“ (1969–1974) betrieb Breicha eine weitere Publikation von einigem Gewicht, legte den Schwerpunkt in den oft opulent aufgemachten Heften aber auch auf die Erinnerung an die Literatur der Jahrhundertwende und der Moderne der Zwischenkriegszeit. Im Übrigen waren die 1960er Jahre gekennzeichnet durch eine zunehmende Besinnung auf regionale Literatur: Zeitschriften wie die „[Mühlviertler Heimatblätter](#)“ (1961–1994), die „[Blätter für Volksliteratur](#)“ (seit 1962), die „[Mitteilungen des Stelzhamer Bundes](#)“ (seit 1965), „[Vorarlberg](#)“ (1963–1972) oder „[Steirischer Schriftstellerbund](#)“ (1967–1978) präsentierten vor allem Schriftsteller(innen), deren Wirkung oder Bekanntheit sich nur selten über die Grenzen des jeweiligen Bundeslandes hinaus erstreckte.

Obwohl für die Literatur der Avantgarde auch in den 1960er Jahren nur spärliche Möglichkeiten, in einem Verlag unterzukommen, offen standen, führte ihre zunehmende Präsenz in Zeitschriften nicht nur zu den bereits angeführten Protesten von Vertreter(inne)n einer konservativen Ästhetik, sondern auch – auf einer weit weniger sichtbaren Ebene – zur Gründung einer Reihe von Zeitschriften, in denen eine erstaunliche Zahl von Gedichten und Kurzprosa veröffentlicht wurden, die in ihrer Epigonalität und Sentimentalität ausschließlich traditionellen Literaturkonzepten verhaftet blieben. Einige waren eher kurzlebige Erscheinungen wie „[Der blaue Vogel](#)“ (1969–1971) oder „[Wort und Zeit](#)“ (1968–1969; in den ersten zwei Nummern „Wort in der Zeit“), andere jedoch erschienen dank des persönlichen, teils sicher selbstausbeuterischen Einsatzes ihrer Herausgeber über Jahrzehnte, darunter „[Blaetter für das Wort](#)“ (1963–1993), etwas später „[Jetzt](#)“ (1971–1991) und „[Blätter für Lyrik und Kurzprosa](#)“ (1971–1981). In den 1980er Jahren setzte sich die Reihe mit den Publikationen „[BEGEGNUNG](#)“ (seit 1981) und „[die Lyrik-Mappe](#)“ (1982–1990) fort, wobei letztgenannte den Servicegedanken gegenüber ihren Autor(inn)en so konsequent umsetzte, dass sich auf 16 Seiten Gedichte von bis zu 40 Dichter(inne)n drängen konnten. Obwohl z. B. „[Licht vor dem Dunkel](#)“ (1967–1984), eine weitere jener vor allem von ‚Hobby‘-Autor(inn)en genutzten Veröffentlichungsmöglichkeit, über einen ausgesprochen internationalen Zuträgerkreis verfügte, befand sich unter der Vielzahl der Namen – wie in allen diesen Publikationen – nahezu keiner, der tatsächlich ins Licht des öffentlich wahrgenommenen literarischen Betriebs gelangte.

Ebenfalls vor allem auf die Initiative eines Einzelnen zurückgehend, dabei aber von deutlich mehr literarischem Gewicht waren die Zeitschriften „[Der Alleingang](#)“ (1966–1984) und „[Das Ziegeneuter](#)“ (1966–1978) von Michael Guttenbrunner. Um sich den Zwängen des literarischen Marktes zu entziehen, wurden die Hefte nicht in den Handel gebracht, sondern an „Interessierte“ verschickt – zu Beginn auch noch ohne jegliche finanzielle Gegenleistung. Guttenbrunner erinnerte an vergessene Autor(inn)en und ließ jüngere Schriftsteller(inn)en zu Wort kommen, die seinen Qualitätskriterien entsprachen, vor allem aber waren ihm die Zeitschriften das Forum, auf dem er – in der Nachfolge des von ihm verehrten Karl Kraus – den Presse-, Literatur- und Kulturbetrieb seiner Gegenwart unnachgiebig und vehement kritisierte. Von zunehmendem Zweifel an der Wirksamkeit seiner Maßnahmen geplagt, schöpfte Guttenbrunner mit dem Aufkommen der 68er-Bewegung neue Hoffnung,

eigensinnig – dann doch konservativ? – repräsentiert durch Klaus Demus, Goethe, Hölderlin, John Milton, Schiller, Walter Scott oder Berthold Viertel.

Mit dem ersten Heft des „[Wespennest](#)“ (seit 1969) trat zu „[manuskripte](#)“ (seit 1960) und „[Literatur und Kritik](#)“ (seit 1966) die letzte jener Zeitschriften an die Öffentlichkeit, die zu den Leitmedien der damals aktuellen österreichischen Literatur (bis 1990) gerechnet werden können, insbesondere „[Podium](#)“ und „[SALZ](#)“ nicht ausgeschlossen. „[Wespennest](#)“, „[manuskripte](#)“ und „[Literatur und Kritik](#)“ versammelten jeweils einen eigenen Teil jener Literat(inn)en um sich, die das Gesicht der österreichischen Literatur prägten – und sie erscheinen noch heute.³¹ Während „[Literatur und Kritik](#)“ – im Vergleich zu den beiden anderen Zeitschriften – einen mehr oder weniger traditionellen Literaturbegriff pflegte, boten die „[manuskripte](#)“ der Avantgarde und dem sprachlichen Experiment ein Forum, im „[Wespennest](#)“ fand sich dagegen eher sozialkritische, realistische Literatur. Die Definition des eigenen Profils erfolgte dabei anfangs häufig durch Abgrenzung zu den jeweils anderen Zeitschriften. Mit der Zeit jedoch verwischten sich die Unterschiede zusehends, wenn auch die zentralen Tendenzen immer noch erkennbar blieben.

Im Falle der „[manuskripte](#)“ wurde die Grundausrichtung der Zeitschrift bereits in den 1960er Jahren festgelegt, ihre spätere Position verdankte sich nicht zuletzt den in den ersten Jahren um die Zeitschrift stattfindenden Auseinandersetzungen. Bei „[Literatur und Kritik](#)“ kann der Vorgänger „[Wort in der Zeit](#)“ (1955–1966) nicht übergangen werden, wurde doch das Programm der ersten subventionierten Literaturzeitschrift Österreichs – wenn auch mit neuen Meriten – tendenziell nur wenig modifiziert fortgeführt. Redakteur(inn)e(n) wie Gerhard Fritsch, Jeannie Ebner oder Kurt Klinger setzten zwar innerhalb ihrer Tätigkeit eigene Akzente, zogen jedoch eine völlige Neupositionierung nicht in Betracht. Was im Fall von Gerhard Fritsch nicht nur an ihm, sondern auch am Verlag lag (vgl. zu Fritsch: Kap. 4.1.; zu Ebner: Kap. 4.4.). Selbst nach der konfliktreichen Übergabe der Zeitschrift an Karl-Markus Gauß Anfang der 1990er Jahre sollte die Zeitschrift zwar modernisiert werden, an der allgemeinen Ausrichtung änderte sich aber kaum etwas.

Die „[manuskripte](#)“ waren anfänglich lediglich als Beigabe zu den ersten literarischen Lesungen des neugegründeten Forum Stadtpark in Graz gedacht. Schon mit der zweiten Nummer, in der Texte von Gerhard Rühm und Friedrich Achleitner erschienen, brachte

³¹ Eine gleichartige Stellung nahm später nur noch die 1997 gegründete „[kolik](#)“ ein.

Alfred Kolleritsch eine Literatur in die steirische Landeshauptstadt, die sich radikal von der vorherrschenden traditionellen, teils ausgesprochen konservativen Schreibweise unterschied. Parallel dazu kam ein neuer Blick über die Grenzen, vor allem aus dem Umfeld der international ausgerichteten konkreten Poesie. So erschien in den „[manuskripten](#)“ tschechische und brasilianische Experimentalpoesie, wie auch Texte der „Stuttgarter Gruppe“ mit Autoren wie Reinhard Döhl und Helmut Heißenbüttel vertreten waren. All dies bot auch einer Reihe von Schriftsteller(inne)n in und um Graz Anregung, in ihrem eigenen Schreiben zusehends Mittel der Sprachkritik einzubauen. Kolleritsch fasste den Personenkreis unter dem Titel „Grazer Gruppe“ zusammen, seine späteren Distanzierungen änderten nichts daran, dass der Begriff sich zu einer Trademark für die „[manuskripte](#)“ entwickelte (ohne dass sich späterhin alle Autor(inn)en mit diesem Warenzeichen etikettieren lassen wollten). Wolfgang Bauer, Barbara Frischmuth, Gunter Falk, Peter Handke, Michael Scharang, Klaus Hoffer und Gerhard Roth gehörten unübersehbar zu den Hauptbeiträgern der Zeitschrift, auch wenn die durch den Begriff „Grazer Gruppe“ suggerierte einheitliche Ästhetik bzw. Verortung in Graz real kaum existierte.

Dementsprechend war es um die Programmatik der „[manuskripte](#)“ bestellt. Kolleritsch hatte sich zwar immer wieder darum bemüht, der Zeitschrift ein Programm zu geben, vor allem in seinen „marginalien“ (die durch ihre Positionierung an erster Stelle im Heft alles andere als ‚Randnotizen‘ im eigentlichen Wortsinn waren), lieferte dabei aber immer wieder höchst Widersprüchliches. Schließlich zog er sich auf die pragmatische Erklärung zurück, die Rechtfertigung der Zeitschrift resultiere schlicht aus ihrer Existenz. Nicht zuletzt deswegen, weil die „[manuskripte](#)“ gerade in ihrer Frühzeit durchaus existenzbedrohenden Angriffen ausgesetzt war: Auf den Abdruck der ersten Teile von Oswald Wieners „Verbesserung von Mitteleuropa“ (1969 dann im Rowohlt-Verlag erschienen) folgte eine gehässige Kampagne gegen Kolleritsch und 1967 eine Strafanzeige nach dem Pornographiesgesetz. Die Loyalitätsbezeugungen fast aller Vertreter(innen) einer fortgeschrittenen Literatur aus Österreich – mit der bemerkenswerten Ausnahme von Wiener selbst – und sogar einiger namhafter Proponenten aus der Schweiz und Deutschland brachten der Zeitschrift und ihrem Herausgeber jenes symbolische Kapital ein, das sich in der weiteren Geschichte der Zeitschrift wiederholt einsetzen und in fast jeder der in immer knapperen Abständen erscheinenden Jubiläums- oder Sondernummern sowie den „marginalien“ mit der neuerlichen Erinnerung an die überwundenen Widerstände abfeiern ließ. Dieses immer wieder

beschworene Selbstbild blieb nicht ohne Wirkung auf die Außensicht, die es teils übernahm und damit die – zweifellos – herausragende Stellung der „[manuskripte](#)“ noch weiter verfestigte. Der Wunsch nach dem historischen Fußabdruck war z. B. im ersten Heft von 1975 unübersehbar. In seiner ungezeichneten Vorbemerkung schrieb Kolleritsch:

In den Manuskripten erscheinen nur Erstveröffentlichungen. Sie werden für viele wichtige Arbeiten einmal die Grundlage für die Untersuchung von Textvarianten sein.³²

Im deutlichen Gegensatz zu der Zeitschrift „[Literatur und Kritik](#)“, in der Gegenwartsliteratur in bestimmten Erscheinungsphasen gegenüber der Pflege und Re-Lektüre vorangegangener Schriftsteller(innen) teils einen schweren Stand hatte, bemühte sich Kolleritsch nur vereinzelt um ältere Autor(inn)en, wie etwa den steirischen Julius Franz Schütz oder – und dies äußerst verdienstvoll – den Surrealisten Raoul Hausmann. Ansonsten war Kolleritsch eher in ein Netz von Gleichaltrigen eingebunden. Ernst Jandl und Friederike Mayröcker gehörten zu den einflussreichsten Impulsgeber(inne)n der „[manuskripte](#)“. Von deren Vermittlung profitierte Kolleritsch, insbesondere in Bezug auf Oswald Wiener und auf die Wiener Gruppe überhaupt. Der Herausgeber behielt sich dennoch immer die letzte Entscheidung vor.

An eine Spezifizierung der inhaltlichen Ausrichtung gelangten die „[manuskripte](#)“ am nächsten nicht zufällig im ideologisch aufgeheizten Jahr 1968. In einer „marginalie“ hatte Kolleritsch geschrieben:

Die Literatur, die jetzt nur mehr politisch agitatorisch sein soll, wird zu leichtfertig angreifbar gemacht, verliert ihre notwendige Differenziertheit gegenüber der gleichgeschalteten Dummheit, und gibt so die Aktion einer begründbaren Bewußtseinsveränderung auf. [...] Wenn Schneider die Avantgarde spöttisch angreift, so schneidet er den Ast ab, auf dem er selbst sitzt, weil er nicht begreift, daß ein konkretes Gedicht heute genauso eine Kampfansage gegen das Establishment ist wie ein ästhetisches Maoabzeichen.³³

Michael Scharang setzte sich dagegen im nächsten Heft in einem langen Brief für die neue linke, sozialkritische Literatur im Gefolge der 68er ein. Während sich später auch Elfriede Jelinek an seine Seite gesellte, vertrat Peter Handke die entgegengesetzte Position:

Außerdem interessiert es mich immer weniger, irgendwie überprüfbar effektiv zu werden, Hauptsache ich selber mache Erfahrungen beim Schreiben und Machen und dann auch Veröffentlichung [sic!] von Büchern.³⁴

³² Manuskripte (1975), H. 46, S. [2].

³³ Alfred Kolleritsch: Marginalie. In: manuskripte (1969), H. 25, S. 3. – Bei gesagtem Schneider handelt es sich um den deutschen Schriftsteller Peter Schneider, der in dem von Hans Magnus Enzensberger verantworteten „Kursbuch“ die Literatur in den Dienst der Kulturrevolution stellen wollte.

³⁴ Zitiert nach Manuskripte (1969), H. 26, S. 1.

L'art pour l'art und eine Literatur des sozialen Engagements schienen sich hier unversöhnlich gegenüber zu stehen. Kolleritsch selbst lag näher bei Handke, schloss sich aber dann doch nie eindeutig einem der Lager an. Seine eigene Herausgeberposition veranlasste ihn wenige Jahre später, in einer Tagebuchaufzeichnung über seine Rolle zu reflektieren, wobei er sich oberflächlich der Diktion Scharangs bediente, den Sachverhalt aber gefinkelt einer mehrfach dialektischen Spannung aussetzte:

denn warten kann ich nicht, bis sich alles so verändert hat, daß wir die produktionsmittel in den händen haben, außerdem habe ich eines „in“ den händen, meine zeitschrift, und da bin ich ja schon wieder der, den ich dort bekämpfen möchte.³⁵

Tatsächlich besetzte Kolleritsch als Herausgeber der zunehmend einflussreichen Zeitschrift eine Torwächterrolle, die Widerspruch herausfordern musste.

Das „[Wespennest](#)“ (seit 1969) wurde nicht zuletzt aus dem Wunsch heraus geschaffen, eine alternative Veröffentlichungsgelegenheit zu schaffen für Texte jener Richtung, für die Michael Scharang in den „[manuskripten](#)“ eine Lanze gebrochen hatte. Die Neugründung von Peter Henisch und Helmut Zenker unterschied sich von den „[manuskripten](#)“ nicht zuletzt dadurch, dass hier die Entscheidungen von einem Redaktionskollektiv getroffen wurden, dessen Zusammensetzung aufgrund des nicht immer friktionsfreien Verhältnisses mit den Jahren wechselte. Neben den Gründern gehörten u. a. Gustav Ernst, Josef Haslinger, E.A. Richter und Franz Schuh der Gruppe Wespennest an.

Obwohl das „[Wespennest](#)“ mit seinem Anspruch auf „brauchbare Texte“ versuchte, Gesellschaftskritik zu üben und diesbezüglich reale Veränderungen hervorzurufen, muss festgestellt werden, dass die Auseinandersetzungen doch eher innerhalb der Redaktion geführt wurden, als dass es zu öffentlichen Diskussionen kam. In Bezug auf die Literatur selbst bleibt das Verdienst, einer ganzen Reihe von (letztlich sehr unterschiedlichen) Autor(inn)en ein fixes Forum geboten zu haben, neben den Mitgliedern der Redaktion eben Elfriede Czurda, Antonio Fian, Elfriede Gerstl, Werner Kofler, Peter Turrini und Herbert J. Wimmer. Gegen Ende der 1980er Jahre sank der Anteil der sozialkritischen Texte, dafür wurden Länderschwerpunkten oder den jeweiligen „Wiener Vorlesungen zur Literatur“ gewidmete Hefte häufiger. Schrittweise verwandelte sich das „[Wespennest](#)“ von einer Literatur- zu einer Kulturzeitschrift, Essays und Bilder traten immer mehr in den Vordergrund, vor allem auf Initiative des Herausgebers Walter Famlar, der auch heute noch diese Rolle ausfüllt. Gustav

³⁵ Tagebuchaufzeichnung von Alfred Kolleritsch 6. Dezember (wahrscheinlich 1972 oder 1973), Teilvorlass Alfred Kolleritsch, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, ÖLA 307/06.

Ernst und Karin Fleischanderl sollten 1996 aus der Redaktion austreten und mit „kolik“ eine Zeitschrift schaffen, die den Anspruch hatte, wieder zu den ursprünglichen Zielen des „[Wespennests](#)“ zurückzukehren. Dennoch, auch die „kolik“ schloss sich jenem Trend an, der in „[Wespennest](#)“ und „[manuskripte](#)“ schon vor 1990 zu beobachten war, und der ab der Übernahme von „[Literatur und Kritik](#)“ durch Gauß auch für diese Zeitschrift galt: Das klare Profil der einzelnen Zeitschriften verwischte sich immer mehr, es gab kaum noch Autor(inn)en, die nur in einer der Zeitschriften ihre Texte veröffentlichten.



Abb. 8a–c: Die ersten Hefte aus dem Jahr 1975 von „[manuskripte](#)“, „[Literatur und Kritik](#)“ und „[Wespennest](#)“.

Ein Vergleich der jeweils ersten Hefte des Jahres 1975 zeigt (vgl. Abb. 8a–c), dass die Zeitschriften keineswegs hermetisch gegeneinander abgeriegelt waren: So eröffneten Prosatexte des rumäniendeutschen Oskar Pastior, einer der häufigeren Beiträge der „[manuskripte](#)“, das Heft von „[Literatur und Kritik](#)“, und Herbert J. Wimmer rezensierte einen neuen Gedichtband von Elfriede Gerstl, beide eher im „[Wespennest](#)“ zu Hause. Heidi Pataki, im ersten „[Wespennest](#)“-Heft des Jahres vertreten, gehörte zu den Schriftsteller(inne)n, die ihre Texte in einer beachtlichen Reihe von Zeitschriften platzierten, unter anderem auch in den ersten Heften von „[Literatur und Kritik](#)“, nie aber in den „[manuskripten](#)“, obwohl ihre Lyrik durchaus experimenteller Natur sein konnte. Franz Schuh blieb trotz seines Engagements im „[Wespennest](#)“ ein Beiträger der „[manuskripte](#)“, wo er einige seiner ersten wirkungsvollen Essays veröffentlicht hatte, u. a. eine Kritik an der „[Pestsäule](#)“ (1972–1977), die 1973 zu einer Kontroverse zwischen den „[manuskripten](#)“ und Reinhard Federmann, dem Herausgeber der von Bruno Kreisky als beste heimische Literaturzeitschrift gerühmten

Publikation, führte.³⁶ Am geschlossensten von allen drei Zeitschriften gaben sich im ersten Heft von 1975 die „[manuskripte](#)“: Neben Texten von deutschen Autor(inn)en wie Henning Grunwald, Paul Wühr und Ginka Steinwachs waren die Hausautoren R.P. Gruber, Gunter Falk, Ernst Jandl und Gerhard Roth vertreten. Die Bezüge zu anderen Zeitschriften ergaben sich hier weniger über die Namen, als über die Inhalte. So war der Text von Rosa Nager nicht sehr weit entfernt von der teils drastischen Sozialkritik, die im „[Wespennest](#)“ geübt wurde, und selbst eine Kurzerzählung von Gunter Falk exerzierte ein realistisches Erzählen vor, wie es für die „[manuskripte](#)“ eher untypisch war. Von R.P. Gruber stammte ein Auszug aus dem „porträt ernst wünsch“, der sich wie eine Kritik des sonst von den „[manuskripten](#)“ gepflegten Bildes des Schriftstellers liest:

ich nehme mir die achsoherrliche freiheit, mich an keine sprachregelung zu halten, meine wörter selber zu wählen, mit denen ich lebe und furze, so wie ihr es erwartungsvoll bewundert; ich mache den kunstgriff, noch origineller zu leben als zu schreiben, ja das hat schon was für sich.³⁷

Die Charakterisierung von Zeitschriften mittels Kategorien wie l’art pour l’art oder konservativ / bürgerlich stellt sich – wie der obige Blick in die ersten Hefte von 1975 zeigt – schließlich als problematisch heraus. Die Attribuierung kann höchstens die Beschreibung der Grundtendenz der Zeitschriften leisten, birgt aber zugleich auch die Gefahr in sich, die prinzipiell vorhandene Offenheit und bestehende Querverbindungen aus dem Blickfeld zu verlieren. Die Zeitschriften hielten in keinem Fall ihr Grundprogramm konsequent durch, sondern leiteten von ihm eher ihre jeweiligen Schwerpunkte ab.

Dass sich dabei ausgerechnet die offiziöse Zeitschrift „[Literatur und Kritik](#)“ als für Schriftsteller(innen) aus allen Richtungen am durchlässigsten zeigt, mag angesichts ihres Rufes als auf Tradition und ein eher konservatives Literaturverständnis ausgerichtetes Medium überraschen. Doch gerade der von Jeannie Ebner und – zumindest zu Beginn – auch von Kurt Klinger als den beiden Redakteur(inn)en der 1970er und 1980er Jahre umgesetzte Grundauftrag, österreichische Literatur zu präsentieren, führte dazu, dass die Zeitschrift kaum so etwas wie Hausautor(inn)en kannte, abgesehen von Rezensent(inn)en oder Essay-Beiträger(inne)n. Gleichsam sorgten Ebner wie Klinger dabei auch für die Umsetzung eines weiteren Programmpunktes der Zeitschrift, nämlich die Literatur aus dem Osten vorzustellen (die Grenzen wurden dabei de facto mit denen der ehemaligen Monarchie gleichgesetzt). Ausgeschlossen blieben die Literaturen der Schweiz und Deutschlands, was einerseits –

³⁶ Franz Schuh: Pestsäule. Zur Kulturpolitik einer Monatsschrift. In: *Manuskripte* (1973), H. 39, S. 54–56.

³⁷ Reinhard P. Gruber: „aus dem porträt ernst wünsch“. In: *Manuskripte* (1975), H. 46, S. 33.

wurden doch immer wieder österreichische Schriftsteller(innen) ohne viel Federlesens der „deutschen Literatur“ eingemeindet – als emanzipatorische Bemühung verstanden werden kann, andererseits aber auch – in Bezug auf einen vielleicht dann doch gemeinsamen deutschsprachigen Kulturraum – zu einer unbestreitbaren Verengung führte.

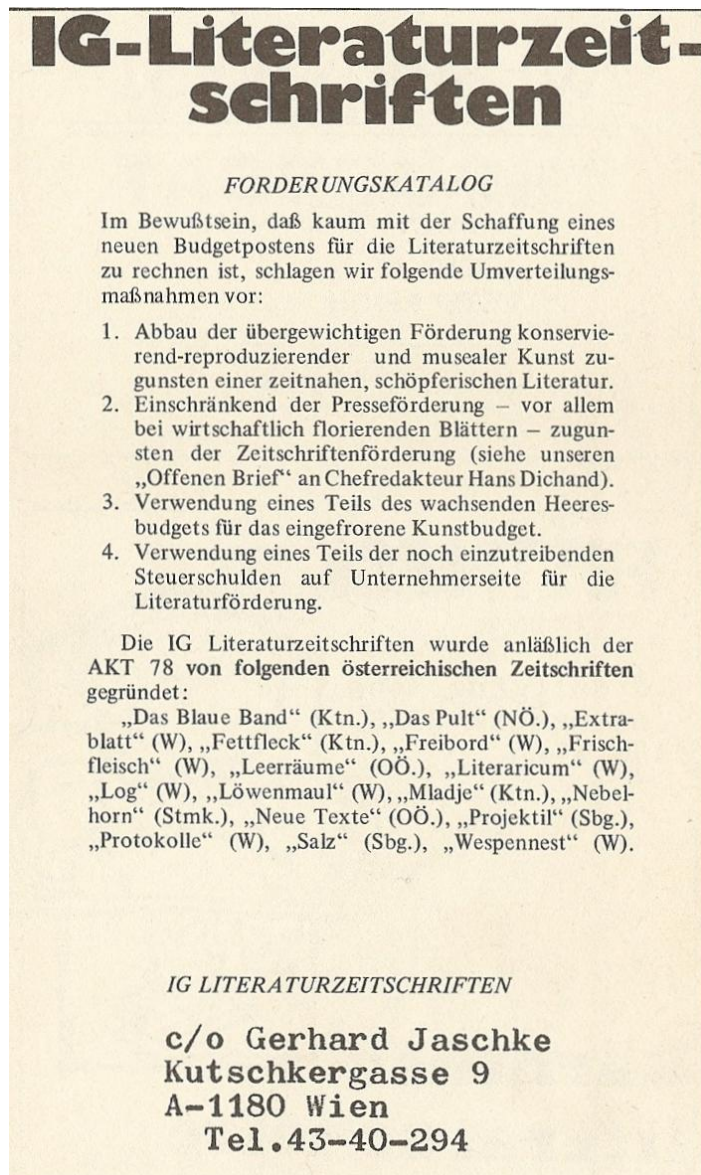


Abb. 9: Der „Förderungskatalog“ der IG-Literaturzeitschriften aus: Frischfleisch & Löwenmaul (1978), H. 17/18.

etwas bewegen zu wollen. Dieses Bestreben reichte vom beruflichen Horizont – also der Besserstellung der Literaturproduzenten, des Aufzeigens von Missständen in der Literaturszene etc. – über das Aufgreifen gesellschaftlicher und politischer Problemfälle. Und dabei gelang es den Verantwortlichen, über Jahre die Spannung zu halten, indem vor allem das Kernstück „[Frischfleisch & Löwenmaul](#)“ sich entlang des Zeithorizonts bewegte, dabei

Zusammenfassend lässt sich zu den 1970er Jahren sagen: Sie bilden das Jahrzehnt einer beachtlichen Aufbruchsstimmung im Bereich der Literaturzeitschriften (vgl. Abb. 5). Stellvertretend dafür soll hier auch noch auf die Aktivitäten rund um „[Frischfleisch & Löwenmaul](#)“ (1978–1984) verwiesen werden. Der gesamte Komplex – von „[Frischfleisch](#)“ (1971–1978) und „[Löwenmaul](#)“ (1976–1977) bis hin zu „[Frischfleisch & Löwenmaul](#)“ und „[Zeit-Schrift](#)“ (1980) – war ein wichtiger, mitprägender Teil der österreichischen Literaturzeitschriftenlandschaft der 1970er und 1980er Jahre. Mag es auch weniger (oder zumindest nicht allein) um literarische Texte gegangen sein, zeichnete die Mitglieder der einzelnen Gruppierungen eines aus bzw. verband sie, nämlich in Österreich

aber auch geschichtliche Verknüpfungen – insbesondere der nationalsozialistischen Vergangenheit und der gegenwärtigen Zunahme rechtsextremer Positionen – nicht außer Acht ließ.

Dieses Phänomen ist, auch wenn einzelne Zeitschriften immer wieder über fehlende Förderungen klagten, freilich nicht nur Ausdruck einer allgemeinen Zeitstimmung, sondern auch zutiefst verankert im politischen und kulturpolitischen Background des damaligen Österreich, so wie es Evelyne Polt-Heinzl folgendermaßen skizziert:

Der kulturpolitische Aufbruch zu Beginn der Ära Kreisky weckte ein enormes Hoffnungspotential, und tatsächlich änderten die soziale Öffnung der Bildungsinstitutionen [...] und die Verrechtlichung der Kulturförderung vieles grundlegend und nachhaltig. Bereits 1971 wurde die in den folgenden Jahren in kulturpolitischen Belangen äußerst aktive Interessensgemeinschaft österreichischer Autoren gegründet. [...]

1972 wurde das Publizistikförderungsgesetz verabschiedet, was zu einer Vielzahl von Zeitschriften- und Kleinverlagsgründungen führte. Im März 1973 erfolgte die Gründung der Grazer Autorenversammlung als praktische Folge des Literatursymposiums beim „steirischen herbst“ 1972 zum Thema *Formen der Selbstverwaltung im Kulturbereich*. Unmittelbarer Anlass war der Rücktritt des österreichischen PEN-Präsidenten Alexander Lernet-Holenia aus Protest gegen die Verleihung des Nobelpreises an Heinrich Böll (1972). Die GAV war organisatorischer Ausdruck der realen Veränderungen im Literaturbetrieb. Den im Ausland längst anerkannten jungen AutorInnen wurden vom österreichischen PEN [...] seit Jahren die Aufnahme verweigert, hier betrug um 1970 das Durchschnittsalter 63 Jahre. [...] Die Gründung der GAV ist eine Art Parallelaktion zum Aufschwung der Sozialdemokratie, in der sich die sozialpartnerschaftliche Organisation des Literaturbetriebs vollzog. Sie bildete den Transmissionsriemen, über den die jungen AutorInnen ihre Ausgrenzung aus der Gesellschaft überwandten [...].³⁸

Nicht vergessen werden darf dabei im engeren Zusammenhang unseres Themas, dass sich in den 1970er Jahren auch die IG Literaturzeitschriften anlässlich des „Autoren- und Kulturzeitschriftentreffens“ Anfang Juni 1978 formierte (vgl. Abb. 9). Zur weiteren Charakteristik dieses Zeitraums zählt ebenso, dass die Anbindung an Literaturzeitschriften auch im Zusammenhang mit Kollektiven wie dem „Arbeitskreis österreichischer Literaturproduzenten“ (im speziellen Fall des „[Wespennests](#)“, vgl. Abb. 10) erfolgte. Auch dass – mehr als zuvor und danach – die 1970er Jahre das Dezennium mit besonders großer Durchlässigkeit für (jüngere) bundesdeutsche Autoren waren, wie – wiederum im Fall des „[Wespennests](#)“ – etwa für: Peter O. Chotjewitz, F.C. Delius, Hans Magnus

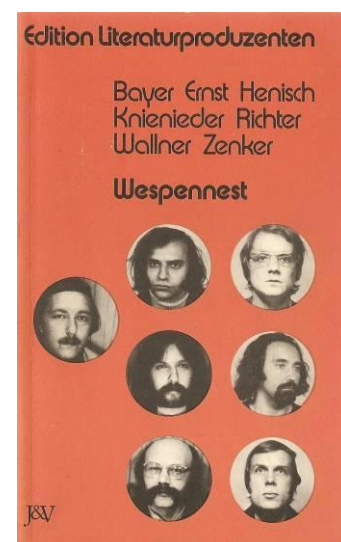


Abb. 10: Publikation der Edition Literaturproduzenten im Verlag Jugend & Volk: Wespennest (1973).

³⁸ Evelyne Polt-Heinzl: Kulturskandale der 1970er Jahre. [...]. In: Staatsoperetten. Kunstverstörung. Das kulturelle Klima der 1970er Jahre. Hg. von Evelyne Polt-Heinzl. Wien: Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur [2010] (= ZIRKULAR-Sondernummer 75), S. 9–42, hier S. 11f.

Enzensberger, Max von der Grün, Heinar Kipphardt, Franz Xaver Kroetz, Reinhard Lettau, Heiner Müller, Martin Walser, Gabriele Wohmann oder Peter Paul Zahl, wohl auch bedingt durch ein internationales linksgerichtetes Zusammengehörigkeitsgefühl.

Zur konkreten Situation um 1977 sei in statistischer Hinsicht ergänzt:³⁹

Titel	Erscheinungsweise	Auflage pro Nummer	durchschnittliche Jahresauflage
Neue Wege	10x	12.000	120.000
Wiener Bücherbriefe	6x	4.400	26.400
Literatur und Kritik	10x	2.500	25.000
Frischfleisch	4x	3.000	12.000
Wespennest	4x	2.000	8.000
Podium	4x	2.000	8.000
Preßluft	4x	2.000	8.000
Protokolle	2x	3.000	6.000
Mladje	4x	1.500	6.000
Die Rampe	2x	2.100	4.200
Freibord	4x	1.000	4.000
Das Pult	4x	1.000	4.000
Projekt-IL	4x	850	3.400
Cheek to Cheek	12x	250	3.000
Das blaue Band	4x	750	3.000
Leerräume	5x	500	2.500
Löwenmaul	4x	500	2.000
Fettfleck	4x	500	2.000
Eselsohr	4x	500	2.000
Gegenlicht	4x	450	1.800
Schreibarbeiten	4x	350	1.400
Nebelhorn	4-5x	300	1.350
Obdach	4x	300	1.200
Erlenblatt	4x	300	1.200
Dialect	2x	500	1.000
Blätter für Lyrik und Kurzprosa	4x	200	800
Talung	4x	150	600
Litzik	3x	200	600

³⁹ Zitiert nach Gerhard Jaschke: Zur Situation der österreichischen Literaturzeitschriften. In: Gerhard Ruiss, J.A. Vyoral: Dokumentation zur Situation junger österreichischer Autoren. Eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen österreichischen Literaturszene. Hg. von der Autorenkooperative Wien. Wien 1978, S. 90–119, hier S. 100f. – Auffallen muss natürlich, dass in Jaschkes Erhebung ausgerechnet so exponierte Periodika wie die „manuskripte“ und Bäckers „neue texte“ fehlen.

Die Landschaft der Literaturzeitschriften der 1980er Jahre wurde weiterhin von den mittlerweile etablierten Periodika wie „[manuskripte](#)“, „[Literatur und Kritik](#)“, „[Wespennest](#)“, „[protokolle](#)“ und „[neue texte](#)“ (1968–1991) sowie des Weiteren von „[das pult](#)“ (1968–1985), „[Podium](#)“ (seit 1971) und „[Die Rampe](#)“ (seit 1975) bestimmt, wobei es punktuell freilich auch zu erwähnenswerten Neugründungen kam, z. B. „Inn“ (1984–1996) in Tirol, „[BESTÄNDE](#)“ (1982–1996) in der Steiermark oder die „[an.schläge](#)“ (seit 1983) in Wien. Die politisch hochbewegte zweite Hälfte des Jahrzehnts, die sich zwischen der turbulenten Wahl Kurt Waldheims zum österreichischen Bundespräsidenten und dem Fall des ‚Eisernen Vorhangs‘ bewegt, spiegelt sich in der Geschichte der Zeitschrift „[Mit der Ziehharmonika](#)“ (seit 1984), die sich von einem reinen Mitteilungsblatt der Theodor Kramer Gesellschaft zum führenden Organ der Exilliteratur und ihrer Umfeldler in Österreich entwickelte.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

3. Durch die Regionen

Bundesländeranalysen sind vor allem der Gefahr ausgesetzt, dass Ortsangaben zwangsläufig einer regionalen oder gar provinziellen Ausrichtung zugesprochen werden. Während die Bundeshauptstadt Wien mit ihrem reichhaltigen und komplexen (hier nicht im Detail analysierten, da immer wieder im Gesamtkontext berücksichtigten) Angebot und ihrem eindeutigen Anspruch als österreichische Metropole kaum hinterfragt wird, scheint man bei Analysen der anderen Bundesländer allzu rasch verleitet, regionale Besonderheiten auszumachen. Dass dem nicht so ist und dass z. B. vor allem die Avantgarde nicht zwangsläufig an Wien gebunden ist, beweisen die Grazer „[manuskripte](#)“ (ab 1960) seit fünf Dezennien, zeigte Heimrad Bäcker mit den „[neuen texten](#)“ (1968–1991) in Linz oder „[das pult](#)“ (1968–1985) in Niederösterreich über Jahre, demonstrierten aber auch kleinste Periodika wie die „[edition 62](#)“ (1962–1963, Maria Saal und Klagenfurt) oder die „[ansichten](#)“ (1964–1965) in Innsbruck.

Nichtdestotrotz gibt es die andere Seite – die regionalen, oft an der geographischen Peripherie gelegenen, mehr oder weniger der Heimatliteratur verpflichteten Periodika. Und es gibt sie in jedem Bundesland. Besonders Zeitschriften regionaler Literaturvereine und -verbände, auch kleinster Kreise und Zirkel, wollen ihrer Heimatregion ein literarisches Gesicht, einen eigenen literarischen Glanz verleihen und verfallen dabei vielfach einer allzu engen und flachen Ausrichtung. Doch unabhängig von qualitativen oder gar geschmäckerischen Wertungen haben diese Periodika ihre Berechtigung und sind vor allem für einen Blick auf das gesamte literarische Feld Österreichs wichtig. Dabei ist es auch erstaunlich, wie viele dieser Zeitschriften auf private Initiativen zurückgehen, gleichsam Hobby eines Einzelnen oder kleiner Gruppierungen waren – wenngleich dieser individuelle Impuls der Zeitschriftenlandschaft per se eingeschrieben ist, und viele Periodika sich nur dem ungemein motivierten Einsatz von Einzelpersonen verdanken. Deren Engagement darf auf rein regionaler Ebene nicht unterschätzt werden, wie zum Beispiel der Literaturkreis Kapfenberg mit seiner Zeitschrift „[Reibeisen](#)“ (seit 1983), wo man sich immerhin auch auf die in Kapfenberg geborenen Schriftsteller(innen) wie Michael Scharang, Hannelore Valencak und Herbert Zinkl berufen konnte. Man denke aber auch an die hektographierten „[publikationen einer wiener gruppe junger autoren](#)“ (1951–1957), die heute zweifellos zu den wichtigsten

Experimentierfeldern der Avantgarde der 1950er Jahre gezählt wird, ohne Andreas Okopenko aber vermutlich nie erscheinen hätten können.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

3.1. Burgenland

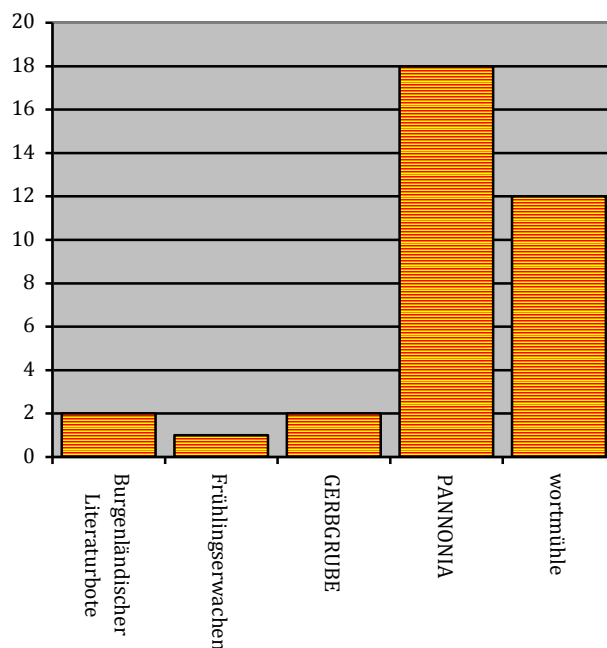


Abb. 11: Erscheinungsdauer der burgenländischen Zeitschriften zwischen 1945 und 1990 in Jahren (s. Vertikalachse)

Erläuterung zu Abb. 11: Alle angeführten Zeitschriften wurden vor dem Jahr 2010 eingestellt. „[PANNONIA](#)“ konnte sich immerhin ins neue Jahrtausend retten (bis 2002), die „[wortmühle / neue wortmühle](#)“ erschien bis 1996 (vgl. ergänzend dazu auch die regionale Aufstellung der [burgenländischen Zeitschriften bis 1990](#)).

Die Zeitschriftenlandschaft des Burgenlandes war und ist übersichtlich. Für die direkte Nachkriegszeit lässt sich überhaupt nur eine einzige Publikation anführen: Der „[Burgenländische Literaturbote](#)“ (1948–1949) sah seine Aufgabe im Wesentlichen darin, der Bevölkerung des jüngsten Bundeslandes Österreichs einen Überblick über seine vergangene

und gegenwärtige Literatur zu vermitteln. Nach zwei Jahren endete dieses Engagement des Volksbildungswerkes, als davon ausgegangen wurde, das gesteckte Ziel erreicht zu haben.

Erst fast dreißig Jahre später sollte mit der „[wortmühle](#)“ (1978–1989) eine neue Literaturzeitschrift den Versuch machen, eine explizit burgenländische Literatur zu forcieren. Den Anstoß dafür lieferte der Weggang der Zeitschrift „[das pult](#)“ (1968–1985), die kurzzeitig von 1976 bis 1977 im burgenländischen Verlag Roetzer erschienen war und eine – offenbar dringend gesuchte – Publikationsmöglichkeit für regionale Schriftsteller(innen) geboten hatte, zumal die von György Sebestyén geleitete Zeitschrift „[PANNONIA](#)“ (1973–2002) zwar seit 1973 im Burgenland erschien, den Fokus ihres literarischen Teils aber mehr auf überregionale Literatur richtete, besonders jene von Autor(inn)en aus dem Ostblock. Die Orientierung auf ein Mitteleuropa, das innerhalb der Grenzen der ehemaligen Donaumonarchie lag, setzte kaum eine Zeitschrift so konsequent um wie „[PANNONIA](#)“.

Daneben hatte die „[wortmühle](#)“ mit Günther Unger, der zugleich Literarchef des ORF-Landesstudios Burgenland war, einen gut vernetzten Herausgeber und Redakteur, der die anfängliche Konzentration auf das Burgenland (u. a. Karin Ivancsics, Klara Köttner-Benigni und Peter Wagner) mit Autoren wie Manfred Chobot und Andreas Okopenko geschickt aufzuweichen verstand, ohne die Förderung der regionalen Schriftsteller(innen) zu vernachlässigen. „[Frühlingserwachen](#)“ (1985) des Kulturvereins Aktionsgruppe „Fröhlicher Frühling“ und „[Gerbgrube](#)“ (1983–1984) der Kulturvereinigung Nördliches Burgenland waren Mitte der 1980er Jahre nur kurzlebige Versuche lokaler Gruppen, die keine weiteren Auswirkungen nach sich zogen.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

3.2. Kärnten

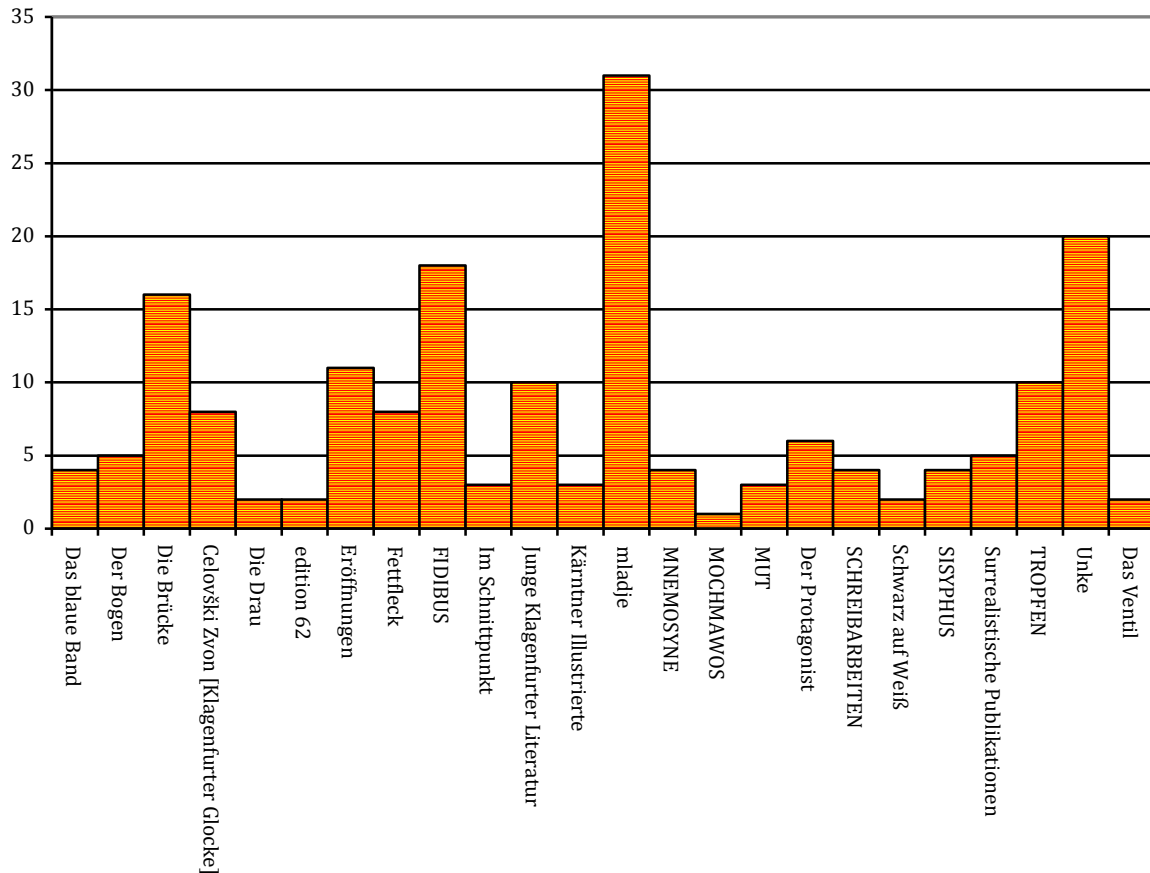


Abb. 12: Erscheinungsdauer der Kärntner Zeitschriften zwischen 1945 und 1990 in Jahren (s. Vertikalachse)

Erläuterung zu Abb. 12: Von den angeführten Zeitschriften erreichten das Jahr 2010 die drei Klagenfurter Zeitschriften „[Die Brücke](#)“ (seit 1975), „[FIDIBUS](#)“ (seit 1973) und „[Unke](#)“ (seit 1971) und die Villacher Zeitschrift „[MNEMOSYNE](#)“ (seit 1987). Über 1990 hinaus konnten sich außerdem die beiden slowenisch-kärntner Zeitschriften „[mladje](#)“ (1960–1991) und „[Celovski Zvon](#)“ (1985–1996) halten sowie die Zeitschrift „[SISYPHUS](#)“ (1987–1995) (vgl. ergänzend dazu auch die regionale Aufstellung der [Kärntner Zeitschriften bis 1990](#)).

Beeindruckten die beiden Hefte der „[Surrealistischen Publikationen](#)“ (1950–1954) weit über die Grenzen von Kärnten hinaus, so kam der Zeitschrift „[Die Drau](#)“ (1950–1951) eher die Aufgabe zu, die Welt ins Bundesland selbst einzuladen. Zwei der vier Hefte standen im Zeichen der „Tagung österreichischer Autoren und Komponisten“ in St. Veit an der Glan, als

deren „offizielles Organ“ sich „[Die Drau](#)“ im zweiten Jahrgang bezeichnete. Die Veranstaltung, die erstmals vom 10. bis zum 12. November 1950 stattfand und die „Exponenten des gegenwärtigen österreichischen Geisteslebens“ zusammenführen sollte, wurde von der „Kleinen Kunstgemeinde“, deren Leiter der „[Drau](#)“-Herausgeber Lorenz Mack war, und vom St. Veiter Kulturamt initiiert. Eingeladen wurde „eine Reihe von Autoren und Komponisten“, „in deren bisherigem Werk sich ein Wille nach neuer Ausdruckskraft und positiver Formgebung eindringlich manifestiert und deren schöpferisches Bemühen nach Überwindung von Zerrissenheit und Chaos trachtet“.⁴⁰ Diesem Treffen verschiedener Generationen entsprach auch der Inhalt der „[Drau](#)“ weitgehend. Neben jungen Autor(inn)en wie Christine Busta, Michael Guttenbrunner, Franz Kiessling, Hermann Lienhard, Friederike Mayröcker, Rudolf Stibill und Walter Toman stellten die arrivierten Schriftsteller Franz Theodor Csokor oder (politisch beide nicht unbelastet) Rudolf Henz und der Kärntner Leitdichter jener Jahre, Josef Friedrich Perkonig, ihre Werke vor. In St. Veit hatte auch Christine Lavant (ebenfalls in der „[Drau](#)“ abgedruckt) 1950 ihren ersten öffentlichen Auftritt.⁴¹ In späteren Jahren waren in St. Veit auch Ingeborg Bachmann und Peter Handke vertreten. Auffällig ist, dass Letztegeannte in den Kärntner Literaturzeitschriften kaum eine Rolle spielen, nicht einmal in den später erscheinenden und deutlich offeneren Publikationen. Beide gingen bekanntlich ihre eigenen Wege.

„[Der Bogen](#)“ (1961–1965), herausgegeben von Hans Leb und nach seinem Tod von Heinz Pototschnig, veröffentlichte zu Beginn nur Kärntner Autor(inn)en. Doch zeigten sich die Herausgeber aufgeschlossen: Schon bald waren neben Wiener Schriftstellern wie H.C. Artmann oder Heimito von Doderer auch internationale Beiträge(innen) zu finden, nicht zuletzt bedingt durch die Initiative Doderers, der sich besonders für den estnischen Dichter Ivan Ivarsk einsetzte. Zudem stand der „[Bogen](#)“ auch jungen Kärntner Autoren wie Gert Jonke oder Werner Kofler offen, wenngleich die Hefte doch von der eher älteren Generation dominiert wurden.

Mit den „[Eröffnungen](#)“ (1961–1971) ging Hubert Fabian Kulterer etwas weiter: Die Verbindungen zum „Tonhof“-Kreis von Gerhard Lampersberg, der für eine ganze Reihe von bedeutenden Schriftsteller(inne)n den Mäzen gab, bescherten der Zeitschrift eine Beiträger(innen)liste, die Tradition und Experiment ausgewogen berücksichtigte und Vertreter

⁴⁰ O. A.: Tagung österreichischer Autoren und Komponisten. St. Veit a. d. Glan / 10.–12. November 1950. In: Die Drau 1 (1950), H. 2, S. 1.

⁴¹ Vgl. Klaus Amann: Literaturlandschaft Kärnten. In: Die österreichische Literatur seit 1945. Eine Annäherung in Bildern. Hg. von Volker Kaukoreit, Kristina Pfoser. Stuttgart: Reclam 2000, S. 205.

der „Wiener Gruppe“ erstmals in Kärnten vorstellte – Konrad Bayer war 1964 für zwei Hefte sogar redaktioneller Mitarbeiter. Ebenso offen war die Zeitschrift in Richtung der internationalen Avantgarde. Noch weiter ging nur die „[edition 62](#)“ (1962–1963), die von Lampersberg selbst herausgegeben wurde und unter der Redaktion von Konrad Bayer eine der letzten gemeinsamen Publikationen der „Wiener Gruppe“ war.

Keine dieser Zeitschriften konnte länger überdauern, mit Ausnahme der „[Eröffnungen](#)“, die immerhin bis 1971 erschienen. Die ohnedies schon niedrige Literaturförderung Kärntens floss in ‚bodenständige‘ Literatur. In den halbamtlichen „Kulturnachrichten aus Kärnten“, die auch eine Literaturbeilage enthielten, wurde gegen alles Moderne mobil gemacht. So war es nur folgerichtig, dass die erste neue Literaturzeitschrift der 1970er Jahre den Titel „[MOCHMAWOS](#)“ (1979) trug. Mit „[Im Schnittpunkt](#)“ (1971–1973) erschien die erste subventionierte Kulturzeitschrift, die der Kärntner Literatur breiten Raum einräumte, wenn auch zunächst noch im Rahmen des bisher Bevorzugten. Erst die Nachfolgepublikation „[Die Brücke](#)“ öffnete sich ab 1975 zumindest fallweise der jüngeren, moderneren Riege von Schriftsteller(inne)n. Die Beteiligung von slowenischen Autor(inn)en wurde selbstverständlich und nicht mehr nur seltene Ausnahme. Schon 10 Jahre zuvor hatten sich die Literat(inn)en dieser Bevölkerungsgruppe mit „[mladje](#)“ (1960–1991) ihre eigene Zeitschrift geschaffen und darin bewiesen, dass ihr Beitrag zur österreichischen Literatur unverzichtbar war.

Dennoch nahm der „[FIDIBUS](#)“ (seit 1973), die Zeitschrift des Arbeitskreises für Literatur beim Kärntner Bildungswerk, erst ab 1984 Notiz von Autor(inn)en wie Lev Detela, Maja Haderlap, Fabjan Haffner, Gustav Januš, Florjan Lipuš, Janko Messner oder Valentin Polanšek, widmete er sich doch vorrangig der Pflege traditioneller und konservativer Literatur. Die vielen Würdigungshäfte gaben Zeugnis von den außergewöhnlich engen persönlichen Verflechtungen im regional vorherrschenden Literaturbetrieb. Die Redakteure der Zeitschrift standen unter doppeltem Druck. Waren einerseits die ohnehin schon seltenen Vorstellungen von zumindest ansatzweise mit modernen Mitteln abgefassten Texten regelmäßig Anlass für heftigen Protest aus der Leserschaft, so stand dem auf der anderen Seite die Kritik der Zeitschrift „[Fettfleck](#)“ (1976–1983) von Antonio Fian und Wolfgang Kobal gegenüber, die für Avantgarde am offensten war und die vorherrschende Literatur aggressiv bekämpfte. Wenn es in Kärnten eine Auseinandersetzung über Literatur gab, dann in diesen beiden Publikationen.

Die „[SCHREIBARBEITEN](#)“ (1974–1977) von Alois Brandstetter und Josef Winkler bemühten sich dagegen um eine Öffnung des Kärntner Literaturbetriebs. Mit Autoren wie H.C. Artmann, Peter Handke, Peter Henisch oder Robert Schindel, die auch an den Veranstaltungen des Literarischen Arbeitskreises an der Hochschule für Bildungswissenschaften in Klagenfurt teilnahmen, waren die „[SCHREIBARBEITEN](#)“ auch ein Versuch, Anschluss an eine gesamtösterreichische Literatur zu gewinnen.⁴²

1971 startete Josef K. Uhl sein wohl singuläres Projekt „[Unke](#)“, zu Beginn noch eine alternativ ausgerichtete, gesellschaftskritische Zeitschrift mit literarischen Anteilen. Die Abstände zwischen den einzelnen Ausgaben vergrößerten sich bald, dafür nahmen sie an Umfang zu. Das letzte „Heft“ erschien 2005 nach einer Pause von 10 Jahren mit über 500 Seiten. Ähnlich wie der „[Sterz](#)“ (seit 1977) in der Steiermark bemühte sich Uhl, seine Zeitschrift als ein möglichst offenes Forum einzurichten, in dem sowohl prominente als auch völlig unbekannt Autor(inn)en veröffentlichen konnten.

Dezidiert den Nachwuchsautor(inn)en widmeten sich die – meist von ebensolchen herausgegebenen – Zeitschriften „[Das blaue Band](#)“ (1976–1979) und nach dessen Einstellung die „[Junge Klagenfurter Literatur](#)“ (1981–1990), etwas später noch „[Der Protagonist](#)“ (1985–1990). Das Periodikum „[mladje](#)“ bekam ab 1983 mit „[Celovški Zvon](#)“ (bis 1998) eine zweite Zeitschrift an die Seite gestellt, die vor allem slowenischsprachige Literatur abdruckte.

Ab 1987 erschienen immerhin sechs Hefte von „[MUT](#)“ (bis 1989), einer Zeitschrift, die mit ihrem offenen Bekenntnis zum sprachlichen Experiment und der Grenzüberschreitung zur bildenden Kunst hin (wenn auch nicht immer mit wirklicher Konsequenz) die Tradition der „[Eröffnungen](#)“ und der „[edition 62](#)“ aufnahm.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

⁴² Klaus Amann: Josef Winkler. Allerheiligenhistoriker, Karfreitagspsychologe, Christihimmelfahrtsphilosoph, Mariaempfangnisneurotiker. In: Josef Winkler. Hg. von Günther A. Höfler, Gerhard Melzer. Graz, Wien: Droschl 1998 (= Dossier 13), S. 196f.

3.3. Niederösterreich

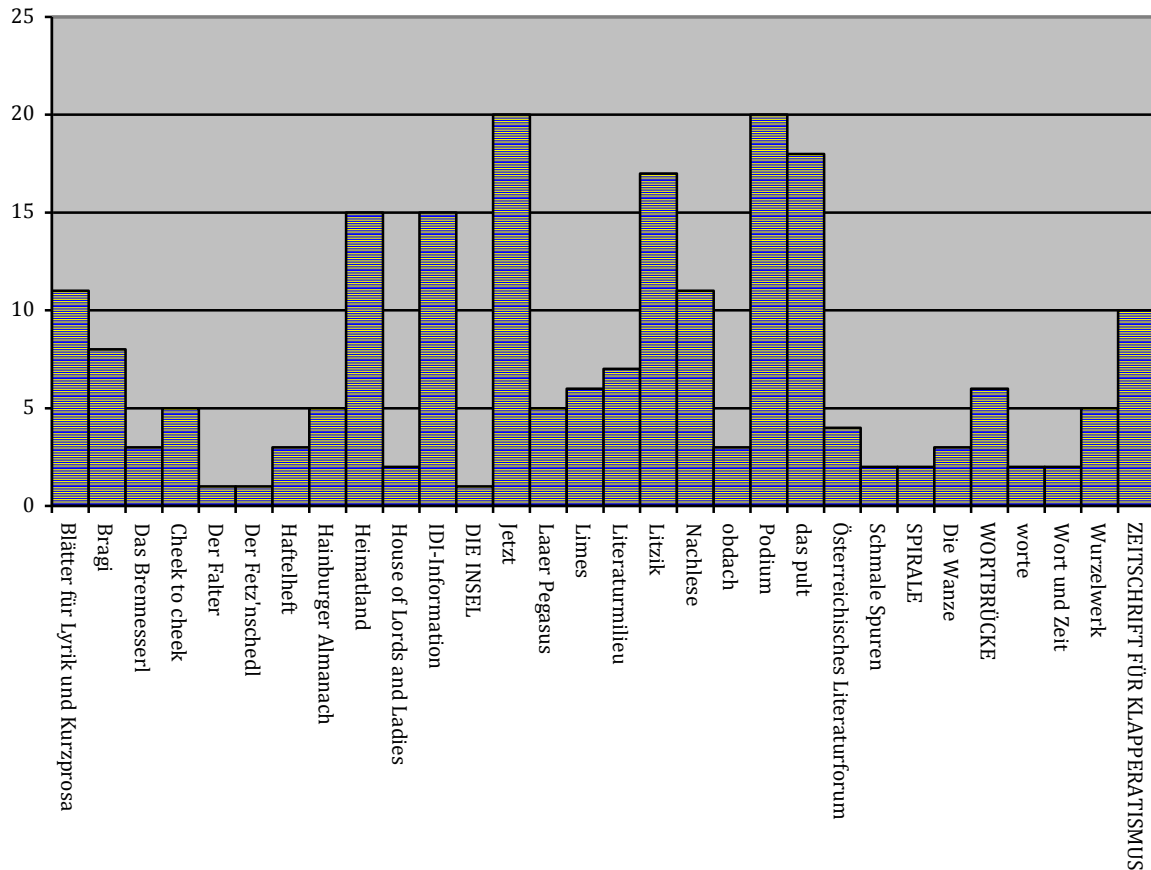


Abb. 13: Erscheinungsdauer der niederösterreichischen Zeitschriften zwischen 1945 und 1990 in Jahren (s. Vertikalachse)

Erläuterung zu Abb. 13: Von den angeführten Zeitschriften erreichten das Jahr 2010 nur „[IDI-Information](#)“ (seit 1976), „[Litzik](#)“ (seit 1974), „[Nachlese](#)“ (seit 1980) und „[Podium](#)“ (seit 1971). Mittelfristig konnten sich über 1990 hinaus „[ZEITSCHRIFT FÜR KLAPPERATISMUS](#)“ (1981–2000) und „[Limes](#)“ (1985–1996) halten, während es „[Jetzt](#)“ (1981–1991), „[Schmale Spuren](#)“ (1989–1993) und „[Österreichisches Literaturforum](#)“ (1987–1991) nur bis in die erste Hälfte des Jahrzehnts schafften (vgl. ergänzend dazu auch die regionale Aufstellung der [niederösterreichischen Zeitschriften bis 1990](#)).

Die Zeitschriftenlandschaft Niederösterreichs war wohl stärker als jene der übrigen Bundesländer geprägt vom geographischen ‚Nukleus‘ Wien. Die unvermeidbare Nähe zur Bundeshauptstadt wirkte sich befruchtend und austauschfördernd aus, was Niederösterreich aber nicht davon abhalten sollte, sich von dem dominierenden Nachbarn abzugrenzen. Und

obwohl Niederösterreich mit St. Pölten eine vergleichsweise wenig pulsierende Metropole hat(te), entwickelten sich gerade hier Ende der 1960er und zu Beginn der 1970er Jahre zwei äußerst beständige und über die Landesgrenze hinaus einflussreiche Periodika, nämlich „[das pult](#)“ (1968–1985) und das „[Podium](#)“ (seit 1971).

Während die Gründung des „[Podium](#)“ auf die Initiative des Literaturkreises Podium im Schloss Neulengbach und vor allem auf das starke Triumvirat Alfred Gesswein, Wilhelm Szabo und Alois Vogel zurückgeht, kann als eigentlicher Motor des „[pults](#)“ – trotz der Mitverantwortung von Peter Barech und Dieter Parzer – Klaus Sandler angesehen werden.

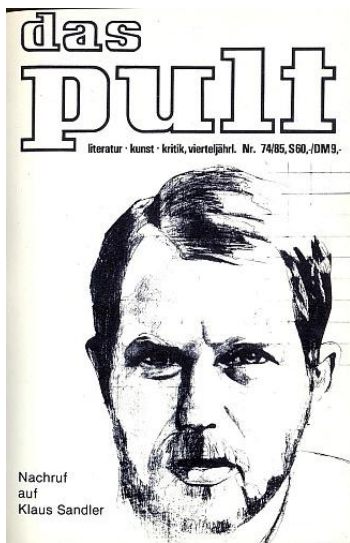


Abb. 14: Das letzte Heft des „[pult](#)“ (Nr. 74), das dem Andenken Klaus Sndlers gewidmet war.

Die ersten Hefte des „[pults](#)“, die von den Verantwortlichen selbst später nicht in die Jahrgangszählung aufgenommen wurden, hatten vorwiegend experimentellen Charakter und wurden hauptsächlich von den Redaktionsmitgliedern gefüllt. Doch bald entwickelte sich die Zeitschrift – mitunter in verschiedenen gewichteten Phasen – zu einem wichtigen Treffpunkt sowohl für die Avantgarde als auch für junge Autor(inn)en. Neben H.C. Artmann, Heimrad Bäcker, Raoul Hausmann und Ernst Jandl fanden sich bald z. B. Manfred Chobot, Alois Eder, Marianne Gruber, Peter Henisch und Heidi Pataki ein. Auffallend dabei ist allerdings, dass sich mit wenigen Ausnahmen (vor allem den Redaktionsmitgliedern) kaum Stammautor(inn)en etablierten. Es dominierte Vielstimmigkeit. Mit dem Tod Sndlers 1985 stellte „[das pult](#)“ das Erscheinen ein. Die Zeitschrift sollte sein Lebenswerk und gleichzeitig Denkmal sein (vgl. Abb. 14).

Weniger Interesse an avantgardistischen Bestrebungen als „[das pult](#)“ zeigte das „[Podium](#)“. Dessen Stoßrichtung zielte vielmehr auf eine Distanzierung von ehemals nationalsozialistisch belasteten Schriftsteller(inne)n, die damals nach wie vor im „Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk, Arbeitsgemeinschaft Literatur“ aktiv waren. In den Worten Alois Vogels:

Es muß Ende der sechziger Jahre gewesen sein, als er [Wilhelm Szabo, Anm. d. Verf.] mich ansprach und fragte, ob wir nicht gemeinsam eine Gruppe niederösterreichischer Autoren sammeln sollten, die nicht, wie viele der damals im Heimatwerk Vereinten, von der Vergangenheit, also dem NS-Regime, irgendwie belastet waren.⁴³

⁴³ Alois Vogel: 25 Jahre Literaturkreis PODIUM. In: Podium (1996), H. 100, S. 2–5, hier S. 2.

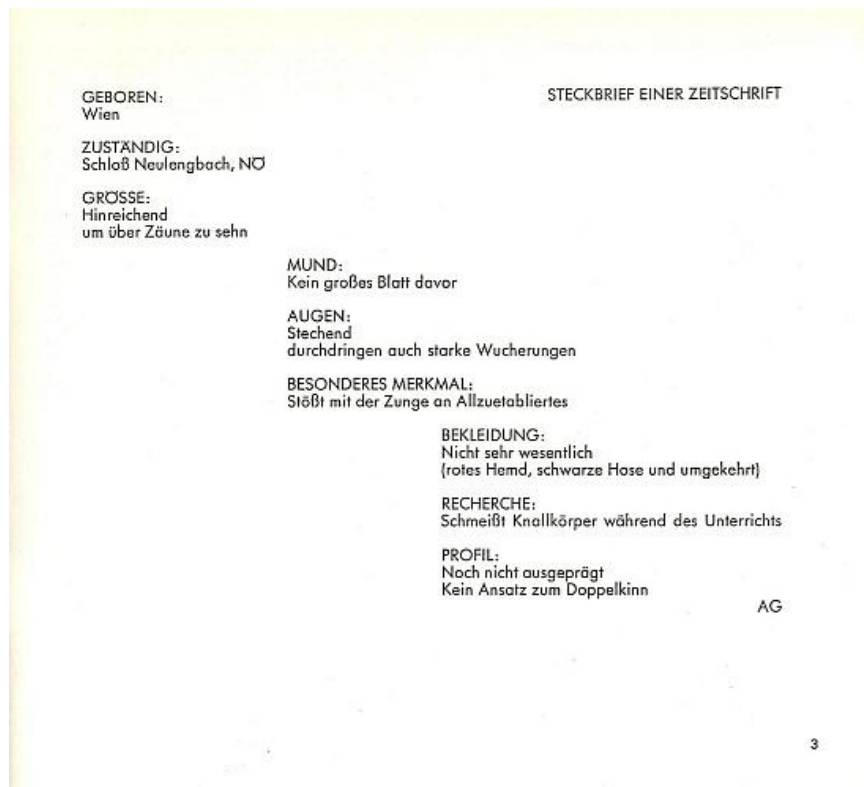


Abb. 15: Mit Alfred Gessweins „Steckbrief einer Zeitschrift“ stellte sich das „[Podium](#)“ 1971 vor.

Präziser, als sich dem frühen „Steckbrief“ von Alfred Gesswein entnehmen lässt (vgl. Abb. 15), steckte sich das „[Podium](#)“ sowohl als Verein als auch mit der Zeitschrift das Ziel, zum einen in Niederösterreich eine eigene Literaturplattform zu initiieren, zum anderen die Position der Literatur im Allgemeinen zu stärken.

Von Beginn an zeichnete sich die Zeitschrift durch ein breites Spektrum aus, das weder auf niederösterreichische Autor(inn)en beschränkt war noch literarische Vorlieben durchsetzen wollte. Wie bereits Wilhelm Szabo im ersten Heft programmatisch verkündete, kamen neben etablierteren, teils einer konventionellen Literatur zuzurechnenden Schriftsteller(inne)n auch bald junge und unerfahrene zu Wort, zudem wurde die südosteuropäische Literatur zu einem Schwerpunkt des „[Podiums](#)“. Zu den regelmäßigen Beiträger(inne)n zählten – mehrheitlich auch im Verein engagiert, wobei auch die Nähe zu Wien deutlich wird – etwa Christine Busta, Georg Bydlinski, Ernst David, Jeannie Ebner, Hans Heinz Hahl, Peter Henisch, Hermann Jandl, Kurt Klinger, Doris Mühringer, Franz Richter und Inge Tielsch-Felzmann. Manfred Chobot, von 1995 bis 2005 selbst Obmann des Vereins, meinte rückblickend, dass der

„gemeinsame Nenner [...] Literatur [hieß]“ und die Auseinandersetzung mit Andersgesinnten stets von Toleranz geprägt war.⁴⁴

Neben diesen beiden unbestrittenen Höhepunkten der niederösterreichischen Literaturzeitschriftenlandschaft fällt auf, dass eine gewisse Vorliebe für kommunale Literaturproduktion bestimmend war. Sehr lokal orientiert waren etwa der „[Hainburger Almanach](#)“ (1986–1990) und der „[Laaer Pegasus](#)“ (1985–1989), die sich auch einen großen Teil des Autor(inn)enpools teilten. Zu diesem gehörte auch Emmerich Lang, der sich zwischen 1971 und 1981 selbst mit den hektographierten „[Blättern für Lyrik und Kurzprosa](#)“ als Herausgeber versuchte, dort im Unterschied zu den erstgenannten Zeitschriften aber auch der internationalen Literatur ihren Platz einräumte.

Am beständigsten aus der nördlichen Region Niederösterreichs war die Kremser Zeitschrift „[Heimatland](#)“ (1956–2001; ab 1989 „Literatur aus Österreich“), die aus dem „Waldviertler Heimatbund“ und der „Buchgemeinschaft Heimatland“ hervorging. Der Titel war Programm. Zwar entwickelte sich „Heimatland“ im Laufe der Zeit zumindest zu einer Zeitschrift für nicht allein Waldviertler oder niederösterreichische Literatur und ‚öffnete‘ sich der gesamtösterreichischen, an dem Diktum der ‚Heimatverliebtheit‘ hielt sie aber bis zuletzt fest. Einer literarischen Richtung fühlte man sich zu keiner Zeit verpflichtet. Geboten wurden Texte von konservativen, zum Teil als stark national stigmatisierten Autoren wie etwa Carl Julius Haidvogel und Max Stebich. Daneben fanden zudem ‚klassische‘ Heimatdichter wie Ludwig Anzengruber und Peter Rosegger Eingang, doch auch Autor(inn)en wie Herbert Eisenreich, Barbara Frischmuth oder Christine Lavant sind zu verzeichnen.

Der südlich von Wien gelegene Teil Niederösterreichs brachte wenig Dauerhaftes mit Ausnahme der Mdlinger Zeitschrift „[Jetzt](#)“ (1971–1991) und der Ternitzer Zeitschrift „[Litzik](#)“ (seit 1974). Können beide nicht als Spielwiese literarischen Experiments gelten, unterscheiden sie sich dennoch in ihrer Ausrichtung grundlegend: „[Jetzt](#)“ wurde von Hermann Theurer-Samek explizit als Organ für Kontinuität und Tradition oder vielmehr als Absage gegen jegliche Art alternativen Denkens gegründet. „[Litzik](#)“ hingegen konzentrierte sich seit jeher auf Beiträger(innen) aus dem der hinter der Zeitschrift stehenden Verein „Literarischer Zirkel Ternitz“, der bereits 20 Jahre vor Gründung des hauseigenen Periodikums aktiv geworden war, ohne dabei politisch oder gesellschaftskritisch zu wirken.

⁴⁴ Vgl. Manfred Chobot: Darstellung der Bühne des PODIUM. In: Podium (1996), H. 100, S. 5f., hier S. 6.

Abgesehen von den beiden wirkungsmächtigen Zeitschriften „[das pult](#)“ und „[Podium](#)“ gab es in Niederösterreich kaum Foren für junge Schriftsteller(innen) und / oder experimentelle Literatur. Bemühungen in diese Richtung– wenn auch meist sehr kurzlebige – kamen immerhin noch von „[SPIRALE](#)“ (Kritzendorf, 1975–1976), „[obdach](#)“ (Mödling, 1976–1978), „[Check to Check](#)“ (Sonnberg, Hollabrunn, 1976–1980) oder „[DIE INSEL](#)“ (Stockerau, 1980).

▲ Zum Anfang des Dokuments

3.4. Oberösterreich

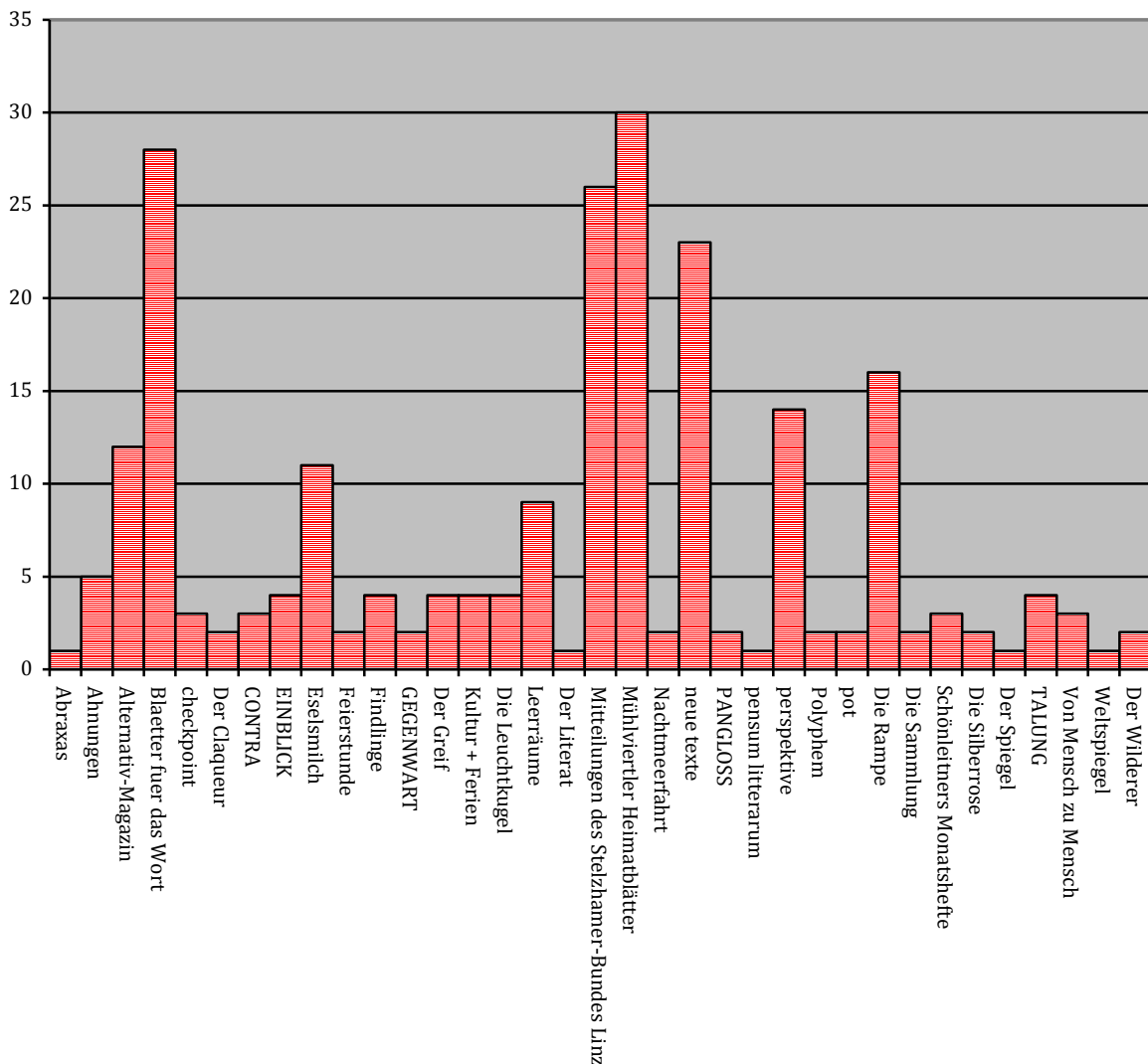


Abb. 16: Erscheinungsdauer der oberösterreichischen Zeitschriften zwischen 1945 und 1990 in Jahren (s. Vertikalachse)

Erläuterung zu Abb. 16: Vier der angeführten Zeitschriften erreichten das Jahr 2010: „[Der Greif](#)“ (seit 1987), die „[Mitteilungen des Stelzhamer-Bundes Linz](#)“ (seit 1965), „[perspektive](#)“ (seit 1977) und „[Die Rampe](#)“ (seit 1975). Mittelfristig konnten sich über 1990 hinaus „[Alternativ-Magazin](#)“ (1979–1998), „[Findlinge](#)“ (1987–1995) und „[GEGENWART](#)“ (1989–1997) halten, während es „[Blaetter fuer das Wort](#)“ (1963–1993), „[Mühlviertler Heimatblätter](#)“ (1961–1994) und „[neue texte](#)“ (1968–1991) nur bis in die erste Hälfte des Jahrzehnts schafften (vgl. ergänzend dazu auch die regionale Aufstellung der [oberösterreichischen Zeitschriften bis 1990](#)).

Ähnlich wie in anderen Bundesländern gab es nach dem Krieg auch in Oberösterreich, das im Ranking der österreichischen Literaturperiodika pro Bundesland immerhin Platz 3 einnimmt (vgl. Abb. 14), keine reinen Literaturzeitschriften. Die wenigen anderen Zeitschriften hatten eher die Unterhaltung ihrer Leser(innen) im Sinn, wozu die Literatur ihren Teil beitragen sollte. Ein dementsprechender Titel lautete „[Feierabend](#)“ (1946–1947, aus dem Verlag Schönleitner; s. u.), aber auch der möglicherweise mehr versprechende „[Spiegel](#)“ (1946) hatte nicht (Selbst-)Reflexion, sondern vielmehr nur leichte Kost anzubieten. Etwas mehr Anspruch suggerierten „[Schönleitners Monatshefte](#)“ (1946–1948), die Kulturzeitschrift des Johann Schönleitner Verlages aus Aichkirchen bei Lambach (im Hausruckviertel). Hier wurden Schriftsteller(innen), die im Ständestaat und im Dritten Reich reüssiert hatten, im Kontext von Goethe, Hesse, Novalis, Rilke, aber auch Walt Whitman präsentiert. Wer darüber hinaus in Oberösterreich – zumindest in Ansätzen – in Kontakt mit internationaler Literatur kommen wollte, war am besten mit dem „[Weltspiegel](#)“ (1946) unter der Kuratel des britischen Information Services Branch bedient. Hier waren immerhin Beiträge von Albert Camus, Heinrich Mann und Alberto Moravia präsent.

Zu Beginn der 1950er Jahre erschienen mit „[Von Mensch zu Mensch](#)“ (1950–1952) und „[Die Silberrose](#)“ (1951–1952) zwei Zeitschriften, deren unterschiedliche Gewichtungen auch für spätere Zeitschriftengründungen eine Art Wasserscheide bilden sollten: Der junge Kurt Klinger ließ, ohne dabei eine oberösterreichische Herkunft zur Bedingung zu machen, in seinen nur vier Heften von „[Von Mensch zu Mensch](#)“ eine erstaunliche Anzahl von jungen Dichter(inne)n, die später zu Ruhm und Ehre gelangten, zu Wort kommen wie René Altmann, Heimrad Bäcker, Jeannie Ebner, Ernst Kein, Vera Ferra Mikura. Dahingegen beschränkten sich „[Die Silberrose](#)“ und deren Nachfolger „[Die Sammlung](#)“ (1954–1955) fast ausschließlich auf Schriftsteller(innen) des eigenen Bundeslandes und boten als Verbandsblatt des oberösterreichischen Künstlerbundes vorwiegend traditionelle Literatur mit christlichen Anklängen an.

Zwei bedeutendere Gründungen der 1960er Jahre lassen eine ähnliche Aufteilung zu: Die „[Mühlviertler Heimatblätter](#)“ (1961–1994) der Mühlviertler Künstlergilde bevorzugten unter der Redaktion von Rudolf Pfann Traditionell-Rückständiges, teils auch ausgesprochen Konservatives. Literatur stand gleichberechtigt neben anderen Bereichen wie Architektur, Regionalgeschichte, Handwerk oder Bildender Kunst. Der Zeitschrift gelang dabei weitgehend das Kunststück eines empathischen Zugangs zu unterschiedlichsten Aspekten der Region unter Vermeidung von Engstirnigkeit und Borniertheit. Anders das „[Polyphem](#)“ (1963–1964): Die nur zwei Jahre bestehende Zeitschrift von Werner Slezak, die im Untertitel „Neue Dichtung und Grafik“ hieß, konnte mit Gerald Bisinger, Elfriede Gerstl oder Franz Rieger durchaus gewichtige Namen der zeitgenössischen Literatur aufbieten.

Graphisch auffällig war auch die von 1968 bis 1978 erschienene Zeitschrift „[Eselsmilch](#)“ (später „eselsohr“). Die im ungewöhnlichen Querformat (zwischen 1974 und 1976 annähernd quadratisch) erscheinende Zeitschrift, hatte – wie die meisten Zeitschriftengründungen junger Autor(inn)en – in erster Linie das Ziel, ohne Vorgaben und Einschränkungen, vor allem ohne Rücksicht auf den herrschenden Kulturbetrieb, eigene Texte zu publizieren. Neben seiner eigenen Dauerpräsenz konnte der Hauptverantwortliche Gerhard Pilz einige ambitionierte (ober)österreichische Jungautor(inn)en zur Mitarbeit gewinnen, u. a. Manfred Chobot, Erich Hackl, Franz Kain, E.A. Richter, Christian Wallner und Karl Wiesinger (unter seinem Pseudonym Max Maetz).

Festzuhalten bleibt, dass auch die Vertreter(innen) einer traditionellen Literatur seit 1965 mit den „[Mitteilungen des Stelzhamer-Bundes Linz](#)“ einen festen Platz hatten. Erst die „[neuen texte](#)“ (1968–1991) von Heimrad Bäcker setzten einen radikalen neuen Akzent – für die oberösterreichische, österreichische und internationale Avantgarde.

Das skizzierte, relativ konfliktfreie Nebeneinander der unterschiedlichen ästhetischen Richtungen bis Mitte der 1970er Jahre wurde erst mit der Gründung der vom Land finanzierten „[Rampe](#)“ (seit 1975) sichtlich aufgebrochen. Um nicht in den Verdacht zu kommen, Literatur nach Vorschrift zu präsentieren, wurde ein dreiköpfiges Herausgeberteam eingesetzt, das zu Beginn aus der konservativen Gertrud Fussenegger, dem der Avantgarde nahestehenden Heimrad Bäcker und schließlich Wolfgang Kraus bestand, der als vermittelndes Bindeglied zu der von ihm geleiteten, international ausgerichteten Österreichischen Gesellschaft für Literatur fungieren sollte. Diese fast ‚sozialpartnerschaftliche‘ Konstruktion wurde schon vor dem ersten Heft kritisiert, und bereits

das zweite Heft stellte sie auf die Probe: Fussenegger lehnte den Titel des „Scheiss-Gedichtes“ von Gerald Bisinger ab, das Bäcker vorgeschlagen hatte und auch von Kraus angenommen wurde, und bestand auf dem Abdruck eines „Votum separatum“ im selben Heft. In dieser Auseinandersetzung hatten sowohl Fussenegger als auch Bäcker mit dem Rücktritt gedroht; eine souveräne Haltung beanspruchte Wolfgang Kraus:

Ich selbst bin durchaus dafür, daß man dem Autor, wenn er sich schon geweigert hat, den Titel auszutauschen, seinen Willen läßt und das Gedicht trotzdem druckt, da es gut ist. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß weder die SPÖ noch die ÖVP in den Zeiten der Opposition das Parlament verlassen und gesprengt haben, wenn sie überstimmt wurden. Ich möchte daher auch meine beiden Mitherausgeber bitten, jetzt und in Zukunft die demokratischen Spielregeln einzuhalten und nicht gleich mit dem Austritt aus dem Herausgeberkollegium zu drohen, wenn sie überstimmt werden.⁴⁵

„[Die Rampe](#)“ war (nicht despektierlich gemeint) ein Liebling der oberösterreichischen Landesregierung. Beiträge wurden im Vergleich zu anderen Literaturzeitschriften sehr gut honoriert. Nicht alle Parteien hießen dieses Engagement gut. Besonders von Seiten der FPÖ kam immer wieder Kritik an der Zeitschrift und einzelnen Texten.

Die vom politischen Auftraggeber gewünschte Reduktion der Beiträger(innen) auf solche mit oberösterreichischer Herkunft wurde schon vom ersten Herausgaberteam zurückgewiesen. Dennoch stammte der größte Teil der vertretenen Schriftsteller(innen) aus dem Bundesland, zuweilen wurde der Bezug auch auf etwas gezwungene Art hergestellt, wenn etwa Bäcker über Bisinger schrieb, er sei „zumindest als Volksschüler in die oberösterr. Landesfarben gehüllt“ worden.⁴⁶ „[Die Rampe](#)“ bot jedenfalls immer jungen Talenten aus Oberösterreich die Möglichkeit, sich mit ersten Texten vorzustellen, darunter viele, die später zu einiger Bekanntheit gelangen sollten.

Als Verdienst kann der „[Rampe](#)“ insgesamt die Berücksichtigung von Textsorten wie Notizen, Fragmenten, Tagebuchauszügen, Miniaturen oder literarischen Experimenten angerechnet werden, obwohl gerade daran immer wieder Kritik geübt und der Zeitschrift „Blässe“ oder „Unzugänglichkeit“ vorgeworfen wurde.⁴⁷ Das Prinzip der Selbstverwaltung durch Literat(inn)en wurde erst in den 1990er Jahren zugunsten neuer Veröffentlichungsprinzipien aufgegeben, Sonderhefte stellten nun einzelne Schriftsteller(innen) vor, Hefte mit regionalem Schwerpunkt wechselten sich mit

⁴⁵ Brief von Wolfgang Kraus an Karl Pömer vom 13. September 1975. Redaktionskorrespondenz der „[Rampe](#)“. Adalbert-Stifter-Haus, Linz.

⁴⁶ Brief von Heimrad Bäcker an Karl Plömer vom 28. Mai 1975. Redaktionskorrespondenz der „[Rampe](#)“. Adalbert-Stifter-Haus, Linz.

⁴⁷ Julius Stieber: „[Die Rampe](#)“ feiert. Versuch eines Resümees. In: [Die Rampe](#). Selbstporträt 1975–1995. Linz 1995, S. 9.

Themenheften ab; „[Die Rampe](#)“ ist bis heute ein ganz besonders hervorzuhebendes Produkt der oberösterreichischen Literaturzeitschriftenlandschaft.

Dass sich junge Autor(inn)en nicht allein auf die Förderung ihres Bundeslandes verließen und selbst aktiv wurden, versteht sich von selbst: So entstanden immer wieder Publikationen, die vor allem neue Schriftsteller(innen) vorstellen wollten. Die fehlenden materiellen und personellen Ressourcen ließen jedoch kaum eine dauerhafte Einrichtung zu. Das Besondere an „[EINBLICK](#)“ (1979–1982) war, dass je ein Heft einem Schriftsteller zur Verfügung gestellt wurde.

Mit den „[Ahnungen](#)“ (1980–1984) gründete Hansjörg Zauner seine erste Zeitschrift, die sich die Förderung ambitionierter Nachwuchsschriftsteller(innen) zum Ziel setzte. Neben Zauner, selbst am Anfang seiner Laufbahn, veröffentlichten hier zum Beispiel Elfriede Jelinek, Beppo Beyerl, Gerald Jatzek und Gerhard Ruiss. Mit dem Nachfolger „[Solande](#)“ (1988–1998) – in Wien erschienen – verschrieb sich Zauner bedingungslos der experimentellen Literatur. Zu österreichischen Autor(inn)en wie Ilse Kilic, Friederike Mayröcker und Fritz Widhalm stießen auch internationale Autoren wie Pierre Garnier und Andre Vallias zur Zeitschrift.

Die Literaturzeitschrift „[PANGLOSS](#)“ (1988–1989) war (erstaunlicherweise!) von Anfang an ein auf nur zwei Jahre angelegtes Projekt, das sich das Ziel setzte, in der Stadt Wels eine Literaturszene aufzubauen. Sven Daubenmerkl und Wolfgang Lanzinger sorgten als Herausgeber für ein breites Spektrum bei der gebotenen Literatur, das von den Notizen eines Gefängnisinsassen bis zu experimentellen Texten reichte – immerhin mit Autor(inn)en wie Anselm Glück, Christine Huber und Helmuth Schönauer. Eine ins Auge gefasste Fortsetzung nach der angekündigten Veröffentlichungspause fand nicht mehr statt.

Gerechterweise sind zudem die hauptsächlich vom Herausgeber Robert J. Koc mit eigenen Textbeiträgen gefüllten „[Blaetter fuer das Wort](#)“ (1963–1993) zu erwähnen, ebenso die „[TALUNG](#)“ (1978–1981) mit Beiträgen von Willy Kellner und Hansjörg Zauner und das Alternativblatt „[CONTRA](#)“ (1980–1982), das Alois Brandstätter und Helmut Seethaler zu seinen Autoren rechnen darf. Auch Schülerzeitschriften füllten in Oberösterreich „[Leerräume](#)“ (1972–1980) aus.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

3.5. Salzburg

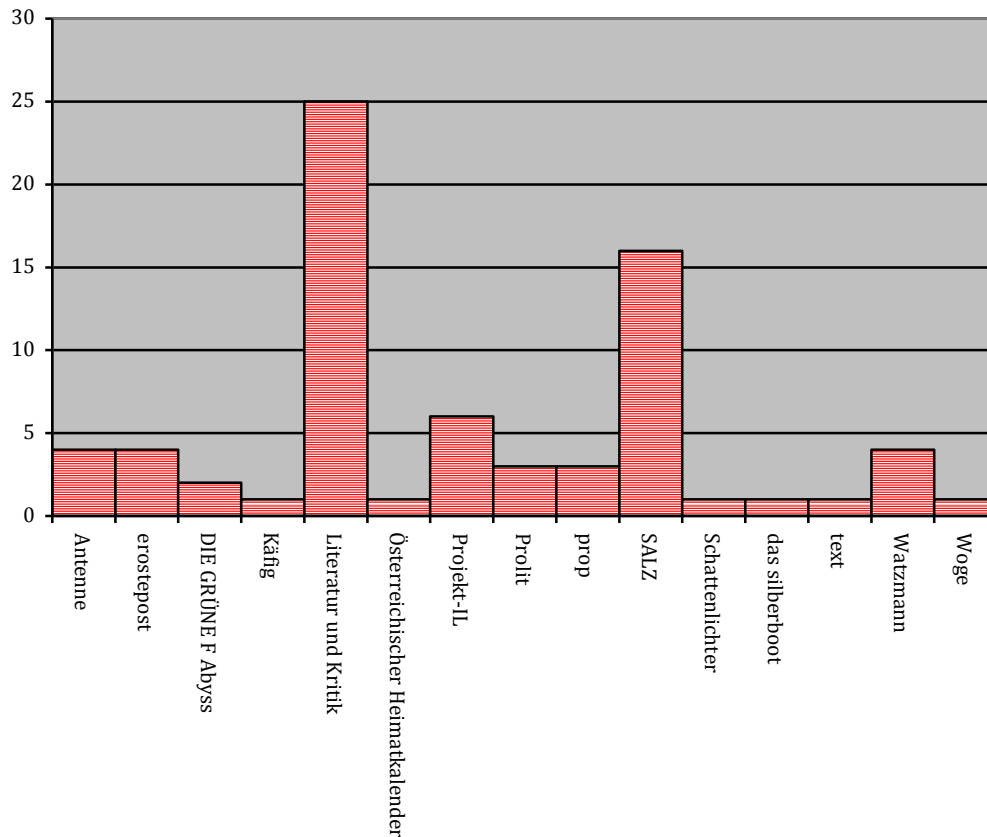


Abb. 17: Erscheinungsdauer der Salzburger Zeitschriften zwischen 1945 und 1990 in Jahren (s. Vertikalachse)

Erläuterung zu Abb. 17: Von den angeführten Zeitschriften erreichten drei das Jahr 2010: „[erostepost](#)“ (seit 1987), „[Literatur und Kritik](#)“ (seit 1966) und „[SALZ](#)“ (seit 1975). Kurzfristig in die 1990er Jahre konnten sich ‚hinüber retten‘: „[DIE GRÜNE F Abyss](#)“ (1989–1991) und „[Prolit](#)“ (1988–1993). Die statistische Aufstellung veranschaulicht freilich nicht, welche besondere Rolle in der unmittelbaren Nachkriegszeit dem „[silberboot](#)“ zukam, und z. B. „[SALZ](#)“ (österreichweit) sehr viel relevanter ist, als es hier ihre Mittelposition ausweist (vgl. ergänzend dazu auch die regionale Aufstellung der [Salzburger Zeitschriften bis 1990](#)).

Obwohl das Bundesland Salzburg nicht mit übermäßig vielen Literaturzeitschriftengründungen hervortritt, weist die Landeshauptstadt selbst gleich vier überregional wirkende und für Gesamtösterreich unbestritten wichtige und mehrheitlich beständige Zeitschriften auf: „[das silberboot](#)“ (1935–1936, 1946–1952; vgl. Kap. 2.1.), „[Literatur und Kritik](#)“ (seit 1966; vgl. Kap. 2.2. u. 2.3.), „[SALZ](#)“ (seit 1975) und „[erostepost](#)“ (seit 1987).

Ernst Schönwiese bemühte sich bereits zwischen 1935 und 1936 mit dem „[silberboot](#)“, jener Literatur Platz zu geben, die durch die politischen Restriktionen und Verbote ausgeschlossen wurde. Und auch nach dem Krieg behielt er Profil: Weiterhin hielt er an den modernen Klassikern (wie James Joyce, Paul Valéry, Hermann Broch und Robert Musil) fest, erinnerte aber auch an die Opfer des Nationalsozialismus und bot vertriebenen Exilanten eine Publikationsmöglichkeit (z. B. Elias Canetti und Theodor Kramer).

Mit der Einstellung des „[silberboots](#)“ 1952 wurde es einige Jahre still in der Stadt Salzburg, ehe mit „[Literatur und Kritik](#)“ eine der bis heute wichtigsten österreichischen Literaturzeitschriften aus der Taufe gehoben wurde. Die Verbindung zu Salzburg verdankte sich dem Sitz des Verlages Otto Müller, während die Redaktion hauptsächlich in Wien zu Hause war. Die ersten Herausgeber Gerhard Fritsch, Rudolf Henz und Paul Kruntorad – alle drei bereits beim Vorgängerperiodikum „[Wort in der Zeit](#)“ (1955–1966) in wichtigen Positionen – hoben ihre neue Zeitschrift selbst von Beginn an in einen überregionalen Status: „Diese Zeitschrift wird in Wien redigiert, in Wels gedruckt und in Salzburg verlegt. Sie ist also österreichisch, wir hoffen aber und sind bemüht, daß man sie überall liest, wo man deutsch versteht.“⁴⁸ Zwar hielt sich „[Literatur und Kritik](#)“ mit der Entdeckung junger Talente eher zurück, doch war sie bemüht, in Abgrenzung zu Deutschland und der Schweiz ein Bewusstsein für eine genuin österreichische Literatur zu schaffen, sodass fast alles, was in Österreich Rang und Namen hat(te), – zumindest am Rande – vertreten war. Darüber hinaus bewahrte sich die Zeitschrift über Jahrzehnte ihren guten Ruf als Vermittlerin der südosteuropäischen Literaturen.

Hervorgegangen aus einer Literaturgruppe gleichen Namens, war die Zeitschrift „[erostepost](#)“ zunächst ein unkonventionelles und einfach gestaltetes Blatt, das sich in erster Linie mit der Veröffentlichung, aber auch den Möglichkeiten der Öffentlichmachung von Literatur beschäftigte. Zu Beginn konzentrierte sich die Zeitschrift auf Salzburger Autor(inn)en, konnte aber – auch verbunden mit der Stiftung eines eigenen Literaturpreises – bald mit überregional bekannten Schriftsteller(inne)n aufwarten, wie z. B. Josef Haslinger, Gerhard Jaschke, Kathrin Röggla und O.P. Zier.

Veranstaltungsaktivitäten zeichneten aber auch andere Salzburger Schriftsteller(innen) aus. Einer von ihnen war Hans Weichselbaum, Mitverantwortlicher der Zeitschrift „[SALZ](#)“. Er erinnert sich an die Anfänge in den 1970er Jahren folgendermaßen.

⁴⁸ Die Herausgeber. In: *Literatur und Kritik* 1 (1966), H. 1, S. 1.

Die Überlegungen und Bemühungen, in Salzburg eine literarische Publikation herauszubringen, die eine breitere Öffentlichkeit ansprechen könnte, gehen auf die erste Hälfte der 70er Jahre zurück. Literarische Veranstaltungen erfreuten sich damals eines besonders regen Zuspruchs, wie die Abende des seit 1967 bestehenden Literaturforums „Leselampe“, die Veranstaltungen der 1970 gegründeten „Rauriser Literaturtage“ und Initiativen in St. Johann, Zell am See und Tamsweg zeigten. Im Sommer 1974 trat eine Gruppe junger Salzburger AutorInnen unter dem Namen „projektIL“ bei der sommerlichen „Szene der Jugend“ erstmals mit einer Gruppenlesung an die Öffentlichkeit, in einer einfach gestalteten Zeitschrift mit dem gleichen Namen erschienen Texte ihrer Mitglieder. Selbst politische Parteien waren zur Förderung von Literatur bereit, die Ergebnisse eines Wettbewerbs wurden sogar in einer Anthologie publiziert („Spuren“). Schon länger bestehende Verlage (Otto Müller, Residenz) und die Offenheit des germanistischen Institutes für zeitgenössische Literatur bildeten einen tragfähigen Boden dafür, dass die Literatur in Salzburg das Aschenbrödel-dasein neben Musik und Bildender Kunst nicht mehr völlig widerspruchslos hinnehmen musste. So war auch die Kulturpolitik, zumindest aufseiten des Landes, durchaus bereit, die Pläne zur Gründung einer neuen literarischen Publikation zu unterstützen. Mit Herbert Moritz gab es dort einen reformwilligen Politiker, und außerdem war die budgetäre Situation zu dieser Zeit ausgezeichnet. Eine möglichst weite Verbreitung hielt man für wünschenswert – und deswegen scheiterte paradoxerweise auch der erste Anlauf im Jahr 1973.⁴⁹

1975 schließlich gelang es „[SALZ](#)“ durch Kooperation mit dem Landestheater Salzburg, als Beilage von dessen „Theaternachrichten“ zu erscheinen (bis 1988). In der Zeitschrift veröffentlichten zwar viele zeitgenössische Salzburger Autor(inn)en, daneben waren aber auch die bekanntesten österreichischen Schriftsteller(innen) vertreten, wie z. B. H.C. Artmann, Erich Hackl, Ernst Jandl, Elfriede Jelinek oder Friederike Mayröcker. Eine internationale Ausrichtung ließ sich erst etwas später feststellen, als man Teilnehmer(innen) an Veranstaltungen des Literaturforums Leselampe als Beiträger(innen) gewinnen konnte.

Neben „[SALZ](#)“, das für „Salzburger Literaturzeitung“ steht, zeigten noch weitere Salzburger Literaturzeitschriften eine Affinität zur wortspielerischen Namensfindung. Dazu zählt die von Weichselbaum bereits erwähnte Zeitschrift „[Projekt-IL](#)“ (1975–1980) – in verschiedenen Schreibweisen –, die damit nicht allein literarische Munition signalisieren wollte, sondern schlicht „Projekt Ihre Literatur“ damit abkürzte. Dahinter verbarg sich eine Salzburger Autorengruppe, die sich wöchentlich zusammenfand, um ihre Texte zu lesen und darüber zu diskutieren, mitunter auch, um Gemeinschaftsarbeiten zu verfassen. Bald schon konnten neben ‚lokal ansässigen Matadoren‘ wie Gerhard Amanshauser, Erwin Einzinger, Walter Kappacher oder Christian Wallner auch Elfriede Gerstl, Friederike Mayröcker und Heidi Pataki für die Zeitschrift gewonnen werden.

Ohne allzu großen Interpretationsaufwand darf wohl „[Prolit](#)“ (1988–1993) als „Pro Literatur“ oder – vielleicht angelehnt an das eben genannte „[Projekt-IL](#)“ – als „Projekt Literatur“ gedeutet werden. In jedem Fall setzte sich auch „[Prolit](#)“ für die Veröffentlichung literarischer

⁴⁹ Hans Weichselbaum: Als SALZ noch eine Zeitung war. Die Anfänge. In: Salz 25 (2000), H. 100, S. 62–64, hier S. 62.

Erstversuche ein, konnte aber ebenso bekannte Autor(inn)en (etwa Gerhard Jaschke, Elfriede Jelinek oder Ludwig Laher) für sich interessieren und in Anspruch nehmen.

Die Salzburger Studentenzeitschrift „[prop](#)“ (1968–1971) hingegen war ein politisch aktivistisches Periodikum, das sich mit Universitätsbelangen genauso auseinandersetzte wie mit allgemeinen gesellschaftlichen Fragestellungen. Daraus resultiert, dass der Literaturanteil der Hefte sehr unterschiedlich ausfiel. Dennoch gelang es, nicht nur eine Reihe junger, meist linksgerichteter Autoren als Beiträger zu gewinnen – z. B. Manfred Chobot, Gustav Ernst oder Christian Wallner –, sondern auch bereits arrivierte Schriftsteller(innen) wie H.C. Artmann und Friederike Mayröcker.

Abseits der Stadt Salzburg zeigt sich die Bundeslandszene wenig ergiebig. Mit „[text](#)“ (1982) aus Bischofshofen, „[DIE GRÜNE F Abyss](#)“ (1989–1991) aus Obertrum sowie den kurzlebigen, aus St. Johanner Schülerkreisen stammenden Zeitschriften „[Schattenlichter](#)“ (1975; zwei Ausgaben) „[Käfig](#)“ (1975; eine Ausgabe) bewegt sich die – zumindest hier eruierte – Bundeslandstreuung ‚in eigenen Grenzen‘, das Grenzenlose bleibt Salzburg dennoch eingeschrieben.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

3.6. Steiermark

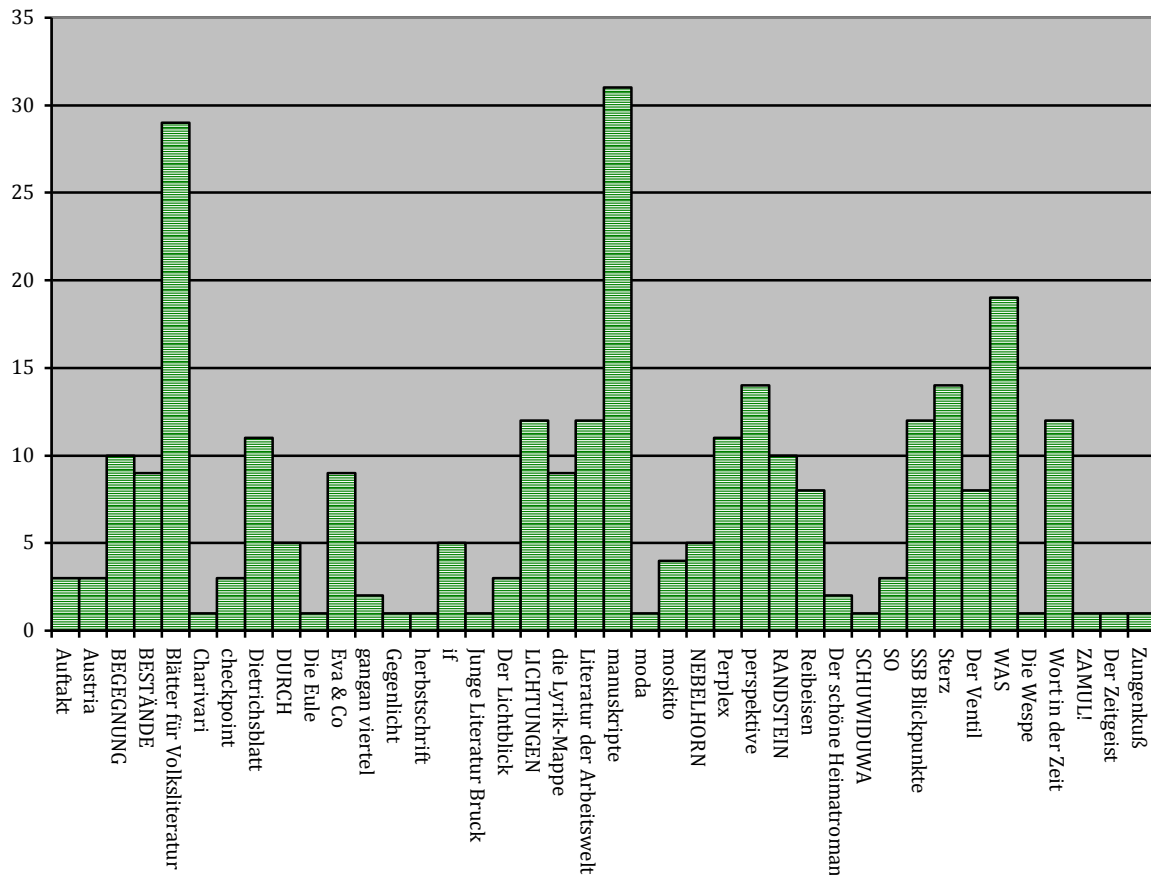


Abb. 18: Erscheinungsdauer der steirischen Zeitschriften zwischen 1945 und 1990 in Jahren (s. Vertikalachse)

Erläuterung zu Abb. 18: Von den angeführten Zeitschriften erreichten das Jahr 2010 gleich zehn Zeitschriften, nämlich „[BEGEGNUNG](#)“ (seit 1981), „[Blätter für Volksliteratur](#)“ (seit 1962), „[DURCH](#)“ (seit 1986), „[LICHTUNGEN](#)“ (seit 1979), „[manuskripte](#)“ (seit 1960), „[Perplex](#)“ (seit 1980), „[perspektive](#)“ (seit 1977), „[RANDSTEIN](#)“ (seit 1981), „[Reise](#)“ (seit 1983) und „[Stern](#)“ (seit 1977). Mittelfristig konnten sich über 1990 hinaus „[BESTÄNDE](#)“ (1982–1996) und „[WAS](#)“ (1972–1997) halten, während „[Eva & Co](#)“ (1982–1992), „[herbstschrift / auf, und, davon](#)“ (1990–1993), „[Literatur der Arbeitswelt](#)“ (1979–1993) und „[SO](#)“ (1988–1994) es nur bis in die erste Hälfte des Jahrzehnts schafften (vgl. ergänzend dazu auch die regionale Aufstellung der [steirischen Zeitschriften bis 1990](#)).

Schon die ersten Zeitschriften nach dem Krieg – „[Austria](#)“ (1946–1948), „[Der Lichtblick](#)“ (1945–1947) und selbst die studentische „[Die Eule](#)“ (1946) – zeigen, dass die Steiermark für die Literatur der Moderne oder avantgardistische Schreibweisen zunächst ein harter Boden

sein würde. Nach diesen Publikationen, von denen sich kaum eine länger als zwei Jahre halten konnte, gab es in den folgenden Jahren keine Literaturzeitschrift in der Steiermark. Literat(inn)en waren auf die verschiedenen regionalen Zeitungen angewiesen, die v. a. traditionelle und konservativ ausgerichtete Schriftsteller(innen) als Beiträger(innen) bevorzugten und dabei auch jene zu Wort kommen ließen, die sich in den Jahren 1938 bis 1945 kompromittiert hatten.

Die Gründung des „Forum Stadtpark“ 1960 kann als Initialzündung für einen Prozess bezeichnet werden, in dem sich eine neue Generation zu Wort meldete und darauf bestand, gehört zu werden. Die im selben Jahr gegründeten „[manuskripte](#)“ (seit 1960) bildeten hier ohne Zweifel die Vorhut und sind zugleich die erste einer Reihe von steirischen Zeitschriften, die weit über die Grenzen des Bundeslandes hinaus wirken sollten. Nach einer – mehr oder weniger langen – Phase der lokalen oder regionalen Orientierung gelang es Zeitschriften wie „[Sterz](#)“ (seit 1977), „[LICHTUNGEN](#)“ (seit 1979), „[WAS](#)“ (1972–1997), „[BESTÄNDE](#)“ (1982–1996) oder „[perspektive](#)“ (seit 1977), österreichweit Aufmerksamkeit zu erregen, sei es, wie im Falle des „[Sterz](#)“, durch eine geschickte Vertriebsstrategie oder, wie bei der „[perspektive](#)“, durch die kompromisslose Konzentration auf Avantgardeliteratur (dies allerdings erst ab Anfang der 1990er Jahre). Aus dem „Forum Stadtpark“ gingen nicht nur die „[manuskripte](#)“ hervor, sondern auch „[WAS](#)“. Letztere entwickelte sich von einer reinen Programmzeitschrift zur eigenständigen und – mit Autoren wie Konrad Bayer, Gerhard Bronner, Helmut Eisendle, Ernst Jandl und O.P. Zier – durchaus eigenwilligen, auch gegensätzliche Standpunkte zulassenden Kulturzeitschrift.

Im Mitteilungsblatt „[Steirischer Schriftstellerbund](#)“ (1967–1978), später „SSB Blickpunkte“, standen die Autor(inn)en der „Grazer Gruppe“ sowie das literarische Programm des „Forum Stadtpark“ für Positionen, gegen die die eigene, vorwiegend konservativ ausgerichtete Literatur hochgehalten wurde. Ursprünglich gar nicht als Literaturzeitschrift geplant, hielten durch den Druck der Mitglieder doch immer mehr literarische Texte Einzug in das Vereinsblatt. Auch hier mangelte es an Abgrenzung zu belasteten Schriftsteller(inne)n. Das Gefühl, zunehmend in die Defensive zu geraten, führte 1976 zum Rücktritt des Redakteurs Alfred Seebacher-Messaritsch. Den von „[SSB Blickpunkte](#)“ repräsentierten Autor(inn)en war bei der Landesausstellung im selben Jahr viel zu wenig Beachtung geschenkt worden. Auch die zweite Publikation des Schriftstellerbundes, die „[LICHTUNGEN](#)“, stand in stiller Opposition zum „Forum Stadtpark“, veröffentlichte aber zuweilen auch Texte von

Autor(inn)en, die den „[manuskripten](#)“ verbunden waren. Die Wandlung zu einer weltoffenen, vor allem an jungen Autor(inn)en orientierten Literaturzeitschrift sollte erst in den 1990er Jahren erfolgen.

Aus ganz anderer Richtung kamen die Attacken auf „Forum Stadtpark“ und den Kreis der „[manuskripte](#)“ in der Zeitschrift „[nebelhorn](#)“ (1976–1980): Von einer Literaturgruppe der Universität Graz gegründet, führte der linke Standpunkt der Redaktion bald zu geharnischter Kritik am „Forum Stadtpark“ und den „[manuskripten](#)“. Dass dabei ein Nerv getroffen wurde, erwies sich auch dadurch, dass Klaus Hoffer von den „[manuskripten](#)“ der „[nebelhorn](#)“-Redaktion einen angeblichen Text von Michael Scharang zukommen ließ, den die Konkurrenz prompt abdruckte. Die anschließende Aufdeckung durch Hoffer stieß im „[nebelhorn](#)“ auf wütende Reaktionen.

Die studentische Herkunft der „[nebelhorn](#)“-Autor(inn)en äußerte sich in ihrer Lust an der Abfassung von Manifesten, die den mittlerweile gefestigten Strukturen des „Forum Stadtpark“ und der „[manuskripte](#)“ neue Konzepte gegenüberstellen sollten. Nichtsdestotrotz nahmen später einige Redaktionsmitglieder Positionen im „Forum Stadtpark“ ein und konnten in den „[manuskripten](#)“ veröffentlichen, z. B. Walter Grond.

Abseits von Graz, dem dominanten Zentrum der steirischen Literaturlandschaft, situierte sich der „[Sterz](#)“ lange Zeit bewusst im Regionalen. Erst nach acht Jahren rückte man näher an die Landeshauptstadt, indem dort der Verlag Sterz angesiedelt wurde. Der „[Sterz](#)“ folgte dem Entwurf einer Zeitschrift, die sich durch programmatische Vorgaben nicht einschränken wollte, weder auf der Gestaltungs-, noch auf der inhaltlichen Seite, sodass Kinderzeichnungen unmittelbar neben komplexen theoretischen Texten stehen konnten.

Bemerkenswerterweise gehen weitere Zeitschriftengründungen in der Steiermark auf regionale Initiativen zurück. Die Gruppe „[Auftakt](#)“ (1980–1982) aus Mürzzuschlag gab ab 1980 eine Zeitschrift unter dem gleichen Namen heraus, „[Der Ventil](#)“ (1980–1987) verdankte sich der Gruppe des Jugendzentrums Weiz, und die Zeitschrift „[Reibeisen](#)“ (seit 1983) wurde vom Literaturkreis Kapfenberg herausgegeben. Alle drei Publikationen beschränkten sich aber nicht auf die Veröffentlichung von Texten der eigenen Mitglieder, sondern konnten auch prominentere Autor(inn)en der Steiermark oder aus ganz Österreich zur Mitarbeit gewinnen – was bei „[RANDSTEIN](#)“ (seit 1981), der Zeitschrift des „Literaturkreises Murau“, nur bedingt der Fall war. Auch diesen Initiativen ist es zu

verdanken, dass die Steiermark in Bezug auf Literaturzeitschriften in Österreich zwischen 1945 und 1990 auf Platz 2 rangiert (vgl. Abb. 16).

▲ Zum Anfang des Dokuments

3.7. Tirol

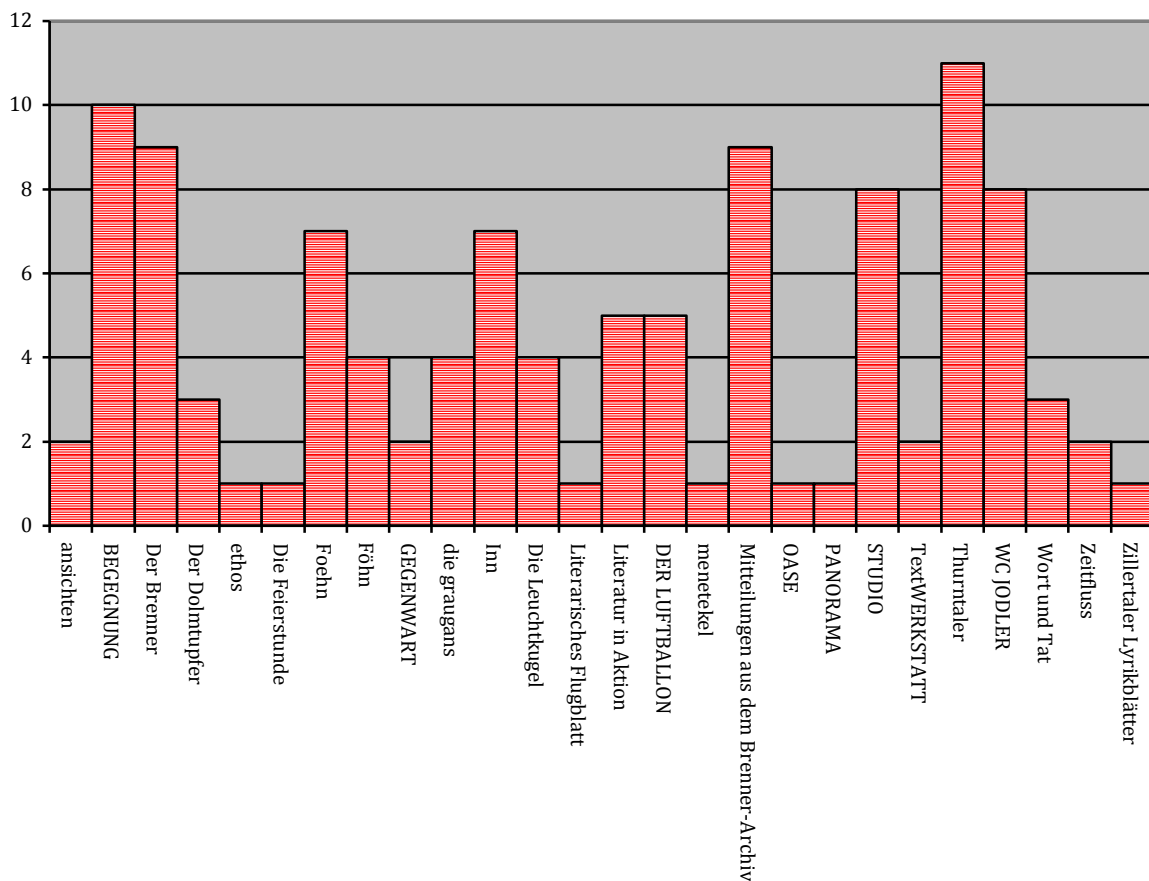


Abb. 19: Erscheinungsdauer der Tiroler Zeitschriften zwischen 1945 und 1990 in Jahren (s. Vertikalachse)

Erläuterung zu Abb. 19: Von den angeführten Zeitschriften erreichten das Jahr 2010 nur „[BEGEGNUNG](#)“ (seit 1981), „[Literatur in Aktion](#)“ (seit 1986) und „[Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv](#)“ (seit 1982). Mittelfristig konnten sich über 1990 hinaus „[Inn](#)“ (1984–1996), „[GEGENWART](#)“ (1989–1997) und „[Foehn](#)“ (1984–1998) halten, während es „[TextWERKSTATT](#)“ (1989–1991) und „[Zillertaler Lyrikblätter](#)“ (1990–1991) nur bis in die erste Hälfte des Jahrzehnts schafften (vgl. ergänzend dazu auch die regionale Aufstellung der [Tiroler Zeitschriften bis 1990](#)).

Im Ranking der österreichischen Literaturzeitschriftenlandschaft zwischen 1945 und 1990 nimmt Tirol den fünften Platz ein (vgl. Abb. 19). Dazu aus chronologischer Perspektive:

Nach dem Krieg belebte Ludwig von Ficker seinen „[Brenner](#)“ (1946–1954) wieder, der sich bereits in der Zwischenkriegszeit vor allem durch seine Förderung Georg Trakls verdient gemacht hatte. Mit seinem Katholizismus stand er, wenn auch auf höherem Niveau als anderswo, doch im Rahmen der dominierenden Ausrichtung auf den katholischen Glauben der Nachkriegszeit Tirols. Die periodische Anthologie „Wort im Gebirge“ (1949–1989) sowie die beiden Illustrierten „[Die Feierstunde](#)“ (1945–1947) und „[PANORAMA](#)“ (1948) stellten sich zusätzlich in den Dienst des kulturellen Wiederaufbaus. Die jüngste Vergangenheit wurde dabei ignoriert. Einzig „[Wort und Tat](#)“ (1946–1948) ließ den Krieg zumindest in den literarischen Beiträgen aufscheinen. Hier wurden auch Texte von internationalen Autor(inn)en, viele davon aus Frankreich, gebracht. Die Zeitschrift war mit ihrem Redakteur Hermann Schreiber in Wien sowie ihren Absatzmöglichkeiten (u. a. nach Deutschland) das vielleicht am wenigsten auf Tirol bezogene Periodikum dieser Zeit.

Für die 1950er Jahre bietet sich ein Bild, das dem der anderen Bundesländer entspricht: Nach dem Ende der meisten Nachkriegszeitzeitschriften um 1950 bestand der „[Brenner](#)“ noch bis 1954. Abgesehen von der Tourismuszeitschrift „Seefeld – Tirol“ wurde erst 1964 mit den „[ansichten](#)“ (bis 1965) eine Zeitschrift gegründet, die den Literaturbetrieb Tirols mit neuen literarischen Verfahren konfrontierte. Im Umkreis der Österreichischen Jugendkulturwochen in Innsbruck konnte Peter Weiermeier hier Autor(inn)en wie René Altmann, Wolfgang Bauer, Ernst Jandl, Friederike Mayröcker und Hans Weißenborn präsentieren. Die drei Hefte blieben noch für längere Zeit die einzigen Manifestationen einer Avantgarde in Tirol, abgesehen vom nur einmal erschienenen „[menetekel](#)“, mit dem gegen die Absage der Jugendkulturwoche 1970 protestiert wurde.

Zumindest am Rande muss aber auch die vom Tiroler Landeskulturreferat herausgegebene Kulturzeitschrift „das Fenster“ (1967–2001) erwähnt werden. In dessen literarischem Teil stellte Wolfgang Pfaundler eine beachtliche Zahl junger und noch nicht bekannter Autor(inn)en vor, unter ihnen fast ausnahmslos alle Tiroler Schriftsteller(innen), die später regional oder sogar im deutschsprachigen Raum Bedeutung erlangen sollten.

Die weitere Entwicklung fasste der Literaturwissenschaftler und selbst Zeitschriftenherausgeber Sigurd Paul Scheichl pointiert im Jahr 2000 so zusammen:

Die von Autoren begründeten neuen Zeitschriften – der in Osttirol erscheinende *Thurntaler* (1977–87), der *Gaismair-Kalender* (1980–95), die Innsbrucker Satire-Zeitschrift *Luftballon* (1980–84) um Walter Klier, Helmut Schönauer und Alois Schöpf – waren einander recht ähnlich: Alle enthielten ‚brauchbare Texte‘ im Sinn des Wiener *Wespennests*, keine verstand sich als reine Literaturzeitschrift; alle fühlten sich dem gesellschaftlichen Fortschritt und der literarischen Öffnung verpflichtet, bemühten sich aber zugleich um eine tirolische Note. Bezeichnend ist der Untertitel der ersten dieser Gründungen: *Föhn. Zeitschrift für's Tiroler Volk* (1978–81). Diese Bestrebungen weisen in die gleiche Richtung wie das Werk von Felix Mitterer und die seit 1982 in Telfs (nahe Innsbruck) stattfindenden Tiroler Volksschauspiele, deren Hausautor eben dieser ist.

Reine Literaturzeitschriften waren der 1984 von der Lyrikerin und Literaturkritikerin Ingeborg Teuffenbach und dem Germanisten Sigurd Paul Scheichl gegründete, von anderen (bis 1996) weitergeführte *Inn* und die von Stefanie Holzer und Walter Klier geleitete, zuletzt in Wien erscheinende *Gegenwart* (1989–98), die vor allem durch das Niveau der essayistischen Beiträge beeindruckte. Derzeit erscheint neben dem *Fenster* nur noch der von Markus Wilhelm 1984 ins Leben gerufene, *Neue Foehn*, der sich aber eher als politisches Kampfblatt versteht.⁵⁰

Um Scheichls Zusammenfassung ein wenig zu konkretisieren: Im von Johann E. Trojer geleiteten „*Thurntaler*“ schrieben u. a. Hans Augustin, Lina Hofstädter, Walter Klier und Christoph Zanon. Der „*Föhn*“ wurde etwa von Hans Haid, Norbert C. Kaser, Gerhard Kofler oder Hansjörg Zauner beliefert, während im „*Inn*“ eine weit über die Region hinausreichende Riege mit Autor(inn)en wie Kurt Bracharz, Ernst Jandl, Josef Oberhollenzer und Max Riccabona hervortrat. Die „*GEGENWART*“ hat z. B. Beiträge aufzuweisen von Walter Kappacher, Irene Prugger und Helmut Schönauer.

Zumindest aus oberflächlicher Perspektive ist zu beobachten, dass das Literaturzeitschriftenzentrum von Osttirol nicht in Lienz, sondern in Außervillgraten liegt, während für eine übergreifende Analyse des historisch komplexen Phänomens Tirol auch Südtirol zu berücksichtigen wäre.⁵¹ An weiteren Tiroler Zeitschriften mit literarischem Schwerpunkt sollten keineswegs verschwiegen werden: „*BEGEGNUNG*“ (seit 1981) und „*STUDIO*“ (1979–1986). Die von der „Gesellschaft der Lyrikfreunde“ herausgegebene Zeitschrift „*BEGEGNUNG*“ präsentierte in ihren Heften vor allem die Beiträge für ihren jährlich vergebenen Lyrikpreis (u. a. für ihren nur zweiten Preisträger Erich Fried mit seinem mittlerweile weltberühmten Gedicht „Was es ist“). Die in Innsbruck erschienene Zeitschrift „*STUDIO*“ spezialisierte sich zwar bald auf den eigentlichen Schwerpunkt Graphik, konnte aber dennoch mit Autor(inn)en wie Manfred Chobot, Christian Ide Hintze und Felix Mitterer aufwarten.

▲ Zum Anfang des Dokuments

⁵⁰ Sigurd Paul Scheichl: Literaturlandschaft Tirol. In: Die österreichische Literatur seit 1945 (Anm. 41), S. 75f., hier S. 75.

⁵¹ Vgl. dazu Kultur- und Literaturzeitschriften aus Tirol und Südtirol 1945–2007. Hg. von Ruth Esterhammer, Fritz Gaigg. Innsbruck, Bozen, Wien: StudienVerlag 2009.

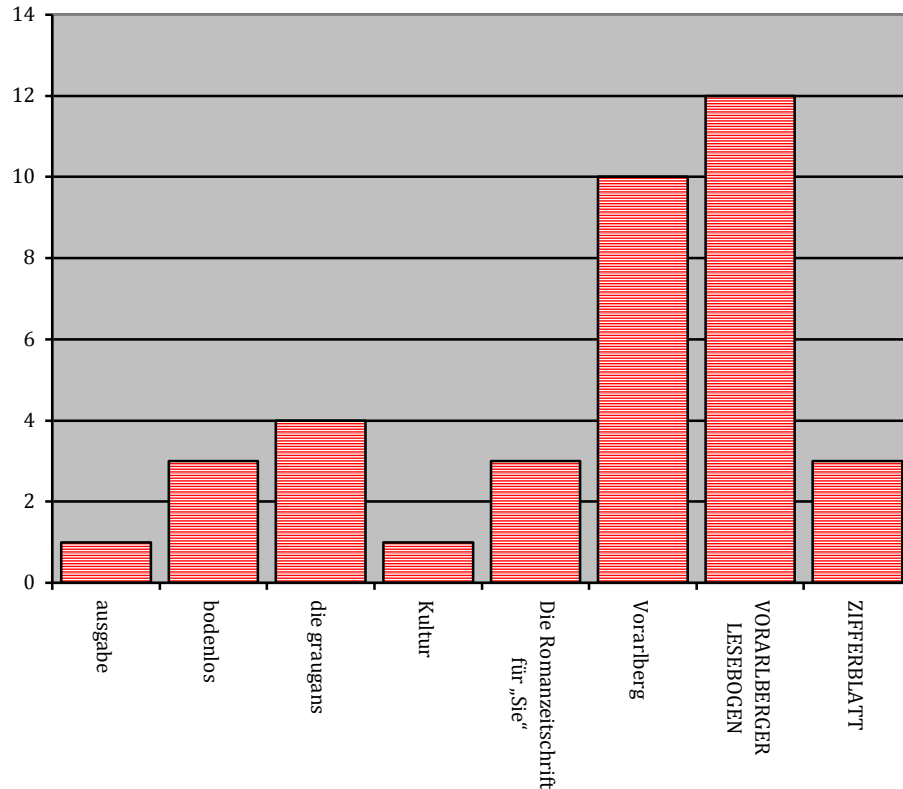
3.8. Vorarlberg⁵²

Abb. 20: Erscheinungsdauer der Vorarlberger Zeitschriften zwischen 1945 und 1990 in Jahren (s. Vertikalachse)

Erläuterung zu Abb. 20: Von den angeführten Zeitschriften reichte keine über das Jahr 1990 hinaus (vgl. ergänzend dazu auch die regionale Aufstellung der [Vorarlberger Zeitschriften bis 1990](#)).

Wenn es stimmt, dass Literaturzeitschriften Indikatoren für die Ausdifferenzierung des literarischen Lebens sind, dann verwundert es kaum, dass im Bundesland Vorarlberg in den Jahren von 1945 bis 1990 nur wenige eigentliche Literaturzeitschriften gegründet wurden. Das gesamte literarische Feld war bis Ende der 1970er Jahre nicht stark ausgeprägt, das Feld wurde dominiert von konservativen Autor(inn)en (um nur zwei zu nennen: Natalie Beer, Eugen Andergassen) und konservativen Schriftsteller(innen)verbände. Erst im Zuge der

⁵² Der Abschnitt über Vorarlberg wurde verfasst unter Mithilfe von Jürgen Thaler vom Franz-Michael-Felder-Archiv (Bregenz), in dem das Redaktionsarchiv der Zeitschrift „die graugans“ verwahrt ist.

allgemeine kulturellen Aufbruchsstimmung, die Vorarlberg in den späten 1970er Jahren erreichte, gab es auch auf dem Gebiet der Literaturzeitschriften markante Verschiebungen.

In den Jahren von 1945 bis 1990 gab es lediglich eine Zeitschrift, nämlich „[die graugans](#)“ (1979–1982), die nicht „Anhängsel“ eines literarischen Vereins war oder im Umfeld allgemeiner Kulturinitiativen entstand. Die Zeitschrift „[VORARLBERGER LESEBOGEN](#)“ (1978–1989) gab der „Klub österreichischer Literaturfreunde und Autoren“ (KÖLA) heraus, die Zeitschrift „[ZIFFERBLATT](#)“ (1976–1978) erschien als Publikation des „PEN-Clubs“, „[bodenlos](#)“ (1981–1983) erschien im Umfeld des (freien) Kulturzentrums „Spielboden“. Der 1982 gegründete „Vorarlberger Autorenverband“ gab über einige Jahre und unter thematisch wechselnden Titeln ein „Jahrbuch“ heraus. Neben diesen ausschließlich der Literatur gewidmeten Projekten erschienen literarische Beiträge in der Zeitschrift „Kultur“ (die vormalige „Spielboden“-Zeitschrift), die sich aber als allgemeine Kultur-Zeitschrift verstand und versteht, sowie in der sehr avancierten Zeitschrift „[Vorarlberg](#)“ (1963–1972), die Oscar Sandner herausgab, der in diesen Jahrzehnten wichtige Positionen im Kulturbetrieb einnahm, selbst aber in der öffentlichen Verwaltung tätig war. Andere Zeitschriftenprojekte, wie zum Beispiel „[ausgabe](#)“ (1971) oder das Bregenzer „Lämmchen“ von 1970, blieben oftmals auf eine einzige Ausgabe beschränkt. Der Blick auf die Beiträger(innen) zu den genannten Zeitschriften verdeutlicht das Gesagte insofern, als es kaum Überschneidungen bei den Beiträger(inne)n gab beziehungsweise die meisten der Beiträger(innen) nicht im literarischen Feld Fuß fassen konnten oder wollten. Die Zeitschrift „[graugans](#)“ ist auch hier zusammen mit der Zeitschrift „[bodenlos](#)“ des Spielbodens, der als freier Kulturveranstalter eine besondere Rolle spielt, die Ausnahme. Viele der heute längst etablierten Autorinnen und Autoren (von Monika Helfer über Michael Köhlmeier bis hin zu Kurt Bracharz und Eva Schmidt) findet man mit frühen Texten in diesen Medien.

Es zeigt sich auch für Vorarlberg, dass freie, ohne Anbindung an Vereinsorgane betriebene Zeitschriftenprojekte die Literaturlandschaft – in toto – am nachhaltigsten geprägt haben. Auch wenn das Land nur auf Platz 8 der unter quantitativem Aspekt stehenden Rankingliste der österreichischen Literaturzeitschriften zwischen 1945 und 1990 auftaucht (vgl. Abb. 18) – immerhin mit Autor(inn)en wie Kurt Bracharz, Monika Helfer, Wolfgang Hermann, Michael Köhlmeier, Ulrike Längle, Max Riccabona, Oscar Sandner und Eva Schmidt –, so muss darüber hinaus auch seine exponierte Stellung in der Bodensee-Region berücksichtigt werden, die einen internationalen Austausch nicht nur mit der Schweiz, sondern auch mit Deutschland

(u. a. mit dessen ‚Star-Schriftsteller‘ Martin Walser) einschließt. Alles in allem: „ein Land mit höchster Dichterdichte“.⁵³

▲ **Zum Anfang des Dokuments**

⁵³ Ulrike Längle: Literaturlandschaft Vorarlberg. In: Die österreichische Literatur seit 1945 (Anm. 41), S. 295f., hier S. 296.

4. Einzelaspekte

4.1. Zeitschriften und ihre Verlage

Im Gegensatz zur deutschen Literaturzeitschriftenlandschaft, wo fast jedes große Verlagshaus eine eigene Literaturzeitschrift herausgab, spielten Verlage in Österreich eine weit weniger prägende Rolle für Zeitschriften. „[Schönleitners Monatshefte](#)“ (1946–1948) aus dem oberösterreichischen Schönleitner-Verlag vermochten keine neuen Impulse zu setzen (vgl. Kap. 3.4.). Ganz anders dagegen Otto Basils „[PLAN](#)“ (1945–1948), der im Wiener Erwin Müller Verlag untergebracht war. Die Einstellung des „[PLAN](#)“ war zeittypisch:

Wirtschaftliche und politische Gründe waren es, die dem ‚Plan‘ im Frühjahr 1948 ein Ende bereiteten: Die Währungsreform, die Kürzung der Unterstützung, Probleme bei der Papierzuteilung, die daraus resultierende Verlagskrise und auch die Anfeindungen wegen Nähe zum Kommunismus erschwerten die Arbeitsbedingungen, machten das Erscheinen schließlich unmöglich und führten zum frühen Ende dieser Zeitschrift [...].⁵⁴

Weiters erschienen in der Nachkriegszeit im Globus-Verlag der KPÖ oder wurden dort gedruckt: „[Erbe und Zukunft](#)“ (1946–1948), „[Wiener Revue](#)“ (1945–1950) und „[Stimme der Zeit](#)“ (1947–1949). Sie waren – mit Ausnahme der letztgenannten – keine stalinistischen Propagandablätter. Doch auch in den beiden anderen erschienen Beiträge, die den Einfluss der und Übereinstimmung mit der kommunistischen Ideologie erkennen ließen. Im Falle von „[Erbe und Zukunft](#)“ wurden aber doch auch Grenzen gezogen: Da Willy Verkauf, der Herausgeber und Redakteur von „[Erbe und Zukunft](#)“ sich weigerte, seine Zeitschrift an den Globus-Verlag abzugeben, wurde ihr Erscheinen eingestellt, was um so bedauerlicher war, da sich Verkauf, der selbst aus dem Exil zurückgekehrt war, mit seiner Zeitschrift große Verdienste um die Publikation von Exilautor(inn)en erworben hatte.

Später waren es vor allem die mit öffentlichen Institutionen verbundenen Zeitschriften, die sich auf die Vertriebsstrukturen größerer Verlage stützten. Nicht in jedem Fall – und von anfänglichen Problemen abgesehen – verlief die Zusammenarbeit so harmonisch und kontinuierlich wie im Fall der „[Rampe](#)“ (seit 1975) und des Trauner-Verlages.⁵⁵ Meist aber

⁵⁴ Wendelin Schmidt-Dengler: Kontinuität, Tradition und Neubeginn. Zu Otto Basil. In: Otto Basil und die Literatur um 1945 (Anm. 13), S. 7–36, hier S. 27.

⁵⁵ 1977 bemängelte Heimrad Bäcker, dass die die Zeitschrift in keiner Wiener Buchhandlung auflag (Redaktionssitzungsprotokoll vom 17. Juni 1977. Redaktionskorrespondenz „Die Rampe“, Adalbert-Stifter-Haus), obwohl Wolfgang Kraus u. a. die Adressen der Österreichischen Gesellschaft für Literatur zur Verfügung

war eine Literaturzeitschrift dem Verlag ein ungeliebtes Kind: Als der Herder Verlag die Erscheinungshäufigkeit von „[Wort und Wahrheit](#)“ (1946–1973) herabsenken wollte, leisteten die Herausgeber, u. a. Otto Mauer und Otto Schulmeister, erbitterten, letztlich erfolglosen Widerstand.

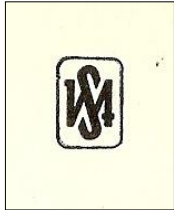


Abb. 21: Das damalige Logo des Grazer Stiasny-Verlages.

Auch die erste Literaturzeitschrift, die in Österreich Subventionen erhielt, wurde durch ihren Verlag mitbestimmt: „[Wort in der Zeit](#)“ (1955–1966) erschien im Stiasny-Verlag (vgl. Abb. 21), dessen unverhältnismäßig gute Ausstattung mit öffentlichen Geldern auch später noch, z. B. von Alfred Kolleritsch, kritisiert wurde.⁵⁶

Als im Zuge der 1964 losgetretenen Weikert-Affäre (Alfred Weikert hatte als Leiter der Sektion II für Kunstangelegenheiten des Bundesministeriums für Unterricht seit spätestens 1957 größere Beträge vom Verlagsleiter Gerhard Zerling erhalten) die Subventionen eingestellt wurden, sahen sich Rudolf Henz und Gerhard Fritsch gezwungen, ihre Zeitschrift aus dem Verlag zu lösen, was nicht ohne Schwierigkeiten möglich war. Zerling bemühte sich – nicht zuletzt um Liquidität vortäuschen zu können –, „[Wort in der Zeit](#)“ weiter erscheinen zu lassen, wenn auch mit neuer, kulturpolitischer Ausrichtung und ohne Henz und den schon vorher unter aufsehenerregenden Umständen gekündigten Fritsch.⁵⁷

Der Nachfolger „[Literatur und Kritik](#)“ (seit 1966) führte im Salzburger Otto-Müller-Verlag, der damals vor allem noch auf teils christliche, jedenfalls aber traditionelle Literatur setzte (vgl. Abb. 22), das Programm von „[Wort in der Zeit](#)“ weitgehend fort, allerdings mit einer etwas stärkeren Verlagerung des Gewichts auf jüngere Autor(inn)en und etwas avanciertere Texte. Dementsprechend beklagte der Verleger Richard Moissl neben den hohen Kosten, die ihm durch die Zeitschrift entstünden, auch die für sein Empfinden viel zu weit gehenden Texte, sodass Gerhard Fritsch als Redakteur immer wieder gezwungen war, seine Auswahl der Beiträger(inne)n zu rechtfertigen und in teils umfangreichen Plädoyers eine Lanze für

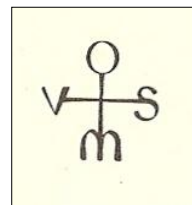


Abb. 22: Logo des Salzburger Otto-Müller-Verlages in der Nachkriegszeit.

gestellt hatte (Aktenvermerk K 136 – 74/Li über die 1. Redaktionssitzung am 12. Juli 1974. Redaktionskorrespondenz „Die Rampe“, Adalbert-Stifter-Haus, Linz).

⁵⁶ Vgl. Brief von Alfred Kolleritsch an Andreas Okopenko vom 14. Juli 1963. Vorlass Alfred Kolleritsch, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖLA 307/06).

⁵⁷ Vgl. Wolfgang Hackl: Kein Bollwerk der alten Garde – keine Experimentierbude. *Wort in der Zeit* (1955–1965). Eine österreichische Literaturzeitschrift. Innsbruck: Universität Innsbruck 1988 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe Bd. 35), S. 114–124.

Autor(inn)en zu brechen, die heute weitgehend zu den bekanntesten Größen der österreichischen Literatur gezählt werden können.⁵⁸ Mehr Glück hatte Gerhard Fritsch beim Wiener Verlag Jugend & Volk, in dessen Auftrag er 1966 zusammen mit Otto Breicha die „[protokolle](#)“ (1966–1997) gründete (vgl. Abb. 23), in denen er nun Platz für jene

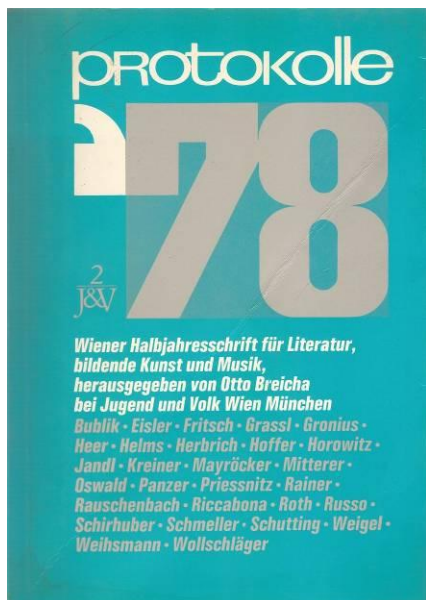


Abb. 23: Die „[protokolle](#)“ im Verlag Jugend & Volk, H. 2 / 1978.

zeitgenössische Literatur fand, für deren Veröffentlichung ihm bei Stiasny und Müller deutliche Grenzen gesetzt wurden. Der engagierte Verlag beherbergte auch das von Otto Breicha mitherausgegebene „[Ver Sacrum](#)“ (1969–1974). Der Erfolg der „[manuskripte](#)“ (seit 1960) wäre ohne eine enge Anbindung an Verlage kaum zu denken. Kolleritsch nutzte die Gelegenheit, als der Residenz-Verlag eines seiner Werke ins Programm aufnahm, um den Verlag davon zu überzeugen, auch andere Autor(inn)en seines Periodikums zu veröffentlichen. Die „[manuskripte](#)“ wurden bald zur Schleuse, durch die Schriftsteller(innen) in den Verlag kommen konnten, im Gegenzug schaltete der Verlag immer wieder Anzeigen. Mit dem deutschen Rowohlt-Verlag ergaben sich ähnliche, nicht ganz so weit gehende Synergien. Zur Perfektion getrieben wurde die Verzahnung aber erst mit dem Droschl-Verlag (vgl. Abb. 24): Der seit 1982 als Redakteur für die Zeitschrift tätige Rainer Götz war und ist zugleich Lektor des Verlages. Verlagsanzeigen wurden fixer Bestandteil der Hefte, und ein guter Teil der später entdeckten Autor(inn)en, die die „[manuskripte](#)“ für sich reklamieren dürfen, veröffentlichte bei Droschl.

Das Modell jedoch, das für die meisten Literaturzeitschriften galt, war der Eigenverlag, und damit verbunden der Anspruch auf eine gewisse Autonomie, wodurch sich auch die nur kurze Einbindung des „[pult](#)“ (1968–1985) in den burgenländischen Roetzer Verlag erklären lässt (vgl.

Kap. 3.1.). Bemerkenswert ist auf jeden Fall, dass viele literarische Periodika auf den Anspruch verzichteten, auch ein geschäftlicher Erfolg zu werden. Vielmehr präsentierten sie sich als ‚Dienerin‘ der Literatur, selbstlos der ‚hehren‘ Sache gewidmet und dezidiert nicht

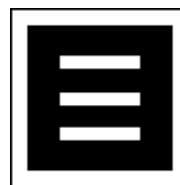


Abb. 24: Signet des Grazer Droschl-Verlages.

⁵⁸ Vgl. Renate Langer: 30 Jahre „Literatur und Kritik“. Salzburg: Otto Müller Verlag 1996 (= Sonderband von Literatur und Kritik), S. 9.

gewinnorientiert. Die teils doch recht lange Erscheinungsdauer mancher Publikationen wie „[Blätter für Lyrik und Kurzprosa](#)“ (1971–1981), „[Jetzt](#)“ (1971–1991) und „[Thurmtaler](#)“ (1977–1987) war achtung gebietend und beruhte meist auf Selbstaussbeutung. Der überwiegende Anteil der privaten Erzeugnisse bestand jedoch nur kurz. So äußerte Pierre Dumont, der Chefredakteur des „[KUNSTFORUM WIEN](#)“ (1966), schon im ersten Heft ernste Zweifel, ob der völlige Verzicht auf Anzeigen und Subventionen nicht die Finanzen der Zeitschrift über Gebühr strapazieren würde⁵⁹ – offenbar zu recht, es blieb bei einer Nummer. Dass die Gründung einer Zeitschrift die Gründung eines Verlages nach sich zog, war ein Phänomen, das sich besonders bei Alternativ- und Avantgardezeitschriften beobachten ließ. Hervorzuheben sind etwa die Kleinverlage rund um die Kollektive von „[Hundsblume](#)“ (1970–1971) und „[Frischfleisch & Löwenmaul](#)“ (1978–1984). Ein prominenteres Beispiel hierfür lieferten Heimrad Bäckers „[neue texte](#)“ (1968–1991). Acht Jahre nach dem ersten Heft schuf Bäcker 1976 mit dem Verlag „edition neue texte“ ein weiteres Forum für neue Poesie, in dem nun auch umfangreichere Werke sowie Darstellungen von Avantgardeliterat(inn)en herausgebracht werden konnten. „[SISYPHUS](#)“ (1987–1995) – anfangs mit dem ironischen Untertitel „Die österreichische Literaturillustrierte“ – ging den noch direkteren Weg. Die immer seltener, dafür umfangreicheren Ausgaben der Zeitschrift glichen sich Büchern immer mehr an, sodass die Umwandlung der Zeitschrift in einen nun von Winfried Gindl geleiteten Verlag mit dem selben Namen nur die letzte Konsequenz war.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

4.2. Avantgarde

Zeitschriften, die vorrangig experimentellen Schreibweisen ein Forum boten, bilden bis zum Beginn der 1960er Jahre eher die Ausnahme. Zumindest nicht unsensibel gegenüber unkonventioneller Literatur zeigte sich Otto Basil mit seinem „[PLAN](#)“ (1945–1948). Junge Vertreter des Experiments hatten auch in den „[publikationen einer wiener gruppe junger](#)“

⁵⁹ Vgl. Kunstforum Wien (1966), H. 1, S. 17.

[autoren](#)“ (1951–1957) – etwa mit H.C. Artmann – oder bedingt in den „[neuen wegen](#)“ (1945–1988) – z. B. mit Ernst Jandl und Gerhard Rühm – eine Plattform.

Einen gänzlich neuen Akzent in der österreichischen Literaturlandschaft setzten die Grazer „[manuskripte](#)“ (seit 1960). Aus Kärnten kamen (teilweise in enger Tuchfühlung mit der „Wiener Gruppe“) parallel die „[Eröffnungen](#)“ (1961–1971) und die „[edition 62](#)“ (1962–1963) dazu. Als länger währende und Kunstsparten übergreifende Projekte sind in diesem Zusammenhang zudem Heimrad Bäcker's „[neue texte](#)“ (1968–1991), das „[FREIBORD](#)“ (seit 1976) sowie – wenn auch nicht allein der Avantgarde vorbehalten – die „[protokolle](#)“ (1966–1997) hervorzuheben. Das Periodikum „[perspektive](#)“ erschien zwar seit 1977, seinen Status als bedingungslos der Avantgarde verschriebene Zeitschrift nahm es jedoch erst ab etwa 1990 ein, zu einer Zeit, als in den „[manuskripten](#)“ die Förderung des Experiments schon längst nicht mehr die Rolle spielte wie in den Anfängen.

In „[werkstatt aspekt](#)“ (1964–1972) und dem dazugehörigen „[werkstatt blatt](#)“ (1967–1970) lassen sich die wesentlichen Tendenzen, die in Avantgardezeitschriften mindestens mit der zweiten Hälfte der 1960er Jahre eingeschlagen wurden, bereits erkennen. Mit Autoren wie Friedrich Achleitner, H.C. Artmann und Konrad Bayer wurde die Tradition der „Wiener Gruppe“ (ca. 1957–1964) gepflegt. Konkrete und experimentelle Poesie standen im Vordergrund. Das „[werkstatt blatt](#)“ – tatsächlich nicht mehr als ein einziges Blatt, das von einem Autor oder Künstler gestaltet wurde – stand für den Versuch, den Inhalten auch eine entsprechende neue Form zu geben und sich vom klassischen Heft zu lösen. Waren es in den „[manuskripten](#)“ eher einzelne, eingebundene Seiten ungewöhnlicher Papiersorten, bot das „[FREIBORD](#)“, das seit der Einführung des Kleinformats ab 1983 im Wesentlichen an dem wiedererkennbaren Format und Aussehen festhielt, mit seiner von Erwin Puls gestalteten Sondernummer gleich sechs Ausgaben der Zeitung „Puls. Morgenausgabe“, die im üblichen Zeitungsformat journalistisches Schreiben und Bebilden einer radikalen künstlerischen Kritik unterzog.⁶⁰

Ab Mitte der 1980er Jahre spielte die äußere Gestaltung der Hefte eine immer größere Rolle. Am weitesten ging dabei die Zeitschrift „[um](#)“ (1988–1991), bei der keine der einzelnen Ausgaben einer anderen glich, und die letzte Ausgabe ausschließlich Unikate waren: In eine Speisekarte waren verschiedene Fundstücke eingeklebt sowie ein Rechnungsbuch, das mit Zeichnungen und Notizen der Heftmitarbeiter(innen) befüllt war.

⁶⁰ Vgl. Freibord 10 (1985), H. 43/44.

Die beiden Zeitschriften, die längerfristig als verlässliche Plattformen für die Literatur der Avantgarde angesehen werden können, waren bei ihrer Gründung durchaus anders ausgerichtet. Im Falle des „[FREIBORD](#)“ ermöglichte die Gruppe um Gerhard Jaschke und Hermann Schürer zwar dem – vor allem Wiener – „Underground“ Texte zu veröffentlichen, der sozialkritische und meist durchaus eher realistische Schreibstil hatte mit Verfahren der konkreten Poesie oder experimentellen Lyrik jedoch letztendlich nur wenig zu tun. Die Konzentration auf eine – auch international ausgerichtete – Avantgarde erfolgte erst mit der alleinigen Übernahme durch Gerhard Jaschke, der bis heute Herausgeberschaft und Chefredaktion in seiner Person vereinigt. Die „[perspektive](#)“ liefert mit ihrem, einem ständigen Wechsel unterworfenen Redaktionsstab die gegensätzliche Organisationsstruktur. Im Jahr 1977 als Schülerzeitung gegründet, stand sie in ihrer Anfangszeit den unterschiedlichsten Texten offen gegenüber. Erst ab 1990 konzentrierte sie sich voll und ganz auf Avantgarde und wies sich als eine ihre Zeit neu belebende, „Papier gewordene Schnittstelle zwischen verschiedenen Medien und Kunstrichtungen“⁶¹ aus.

Avantgarde (nicht nur begriffsdefinitorisch): ein weites Feld. Wie sie sich zwischen 1945 und 1990 selbst verstand oder von anderen definiert wurde, beleuchtet nicht zuletzt die Landschaft der Literaturzeitschriften jener Zeit, wobei damit verbundene Positionen, die sich nicht nur von der Textoberfläche ablesen lassen, sondern auch explizit einem Bewusstsein der Postmoderne verpflichtet sind, weiterhin zu untersuchen bleiben.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

⁶¹ Peter Landerl: Der Kampf um die Literatur. Literarisches Leben in Österreich seit 1980. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag 2005, S. 78.

4.3. Alternativzeitschriften

Protest: prop, pot, Pelzflatterer

*Der Kragenbär, der holt sich munter / einen nach dem andern runter.
Robert Gernhardt (Vertreter der Neuen Frankfurter Schule, Ende der 1970er Jahre)*

Mögen die Jahre vor und nach 1968 in Österreich undramatischer verlaufen sein als in anderen Ländern, der grundlegende Wandel, der in vielen sozialen, politischen und kulturellen Bereichen einsetzte, war dennoch nicht zu übersehen. Dementsprechend erschien ab den 1960er Jahren (mit einem Schwerpunkt in den 1970er Jahren)⁶² eine Reihe von Zeitschriften, die auch die Literatur in den Dienst dieses Wandels stellten und im Folgenden unter dem Sammelbegriff „Alternativzeitschriften“ betrachtet werden sollen. Dieser Sammelbegriff wird hier aus pragmatischer Perspektive sehr weit gefasst: Es handelt sich in erster Linie um Publikationen aus einem (linksgerichteten) studentischen Umfeld, das verschiedene politische Lager bis hin zu Vertreter(inne)n anarchistischer (nicht terroristischer!) Standpunkte umfassen konnte. Ihre Zeitschriften (darunter auch das bereits im Steiermark-Kapitel behandelte „[nebelhorn](#)“; vgl. Kap. 3.6.) waren folglich – mehr oder weniger (marxistisch mit

klassischen Vorbildern, vgl. Abb. 25, nicht ohne Mao oder Che Guevara) ‚klassenkämpferisch‘ – akademisch orientiert oder frönten dem freien Spiel anti-bürgerlicher Angriffslust bzw. subkultureller Unterwanderung. Weniger direkt politisch ausgerichtete Periodika überließen sich dem zeitgeistigen Lebensgefühl der Popkultur. Der Begriff inkludiert hier aber auch



Abb. 25: Zeitikonen: Marx, Engels, Lenin und Stalin.

Zeitschriften, die die Science-fiction-Literatur hochhielten oder gar für esoterische

⁶² Es ist nicht auszuschließen, dass weit mehr, als bis dato bekannt, Periodika dieser Art (vielfach aus dem Bereich der sogenannten „grauen Literatur“) existiert haben, diese jedoch nicht über öffentliche Archive und Bibliotheken zugänglich sind und somit für die Forschung (bisher) nicht zur Verfügung stehen.

Lebenskultur einstanden. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie kaum Breitenwirksamkeit erreichten, aber im jeweiligen Fall doch prägend für das sozialpolitische Klima vor Ort werden konnten. Viele erschienen nur kurzfristig, nicht zuletzt bedingt durch pressepolizeilichen Einspruch. Für Wien fällt eine gewisse Vernetzung⁶³ untereinander auf; die prinzipielle Offenheit dieser Periodika zeigt sich teilweise auch in deren Bereitschaft zu Kooperationen mit Partnern in Deutschland und in der Schweiz, so im Fall der weiter unten näher skizzierten Zeitschriften „astma“ und „Pelzflatterer“ – wobei in diesem Zusammenhang auch anzumerken bleibt, wie sehr eine Öffnung der traditionellen Literaturwissenschaft in Richtung Kulturwissenschaft angemessen erscheint.

Die Reihe eröffnen die „[Katakomben](#)“ (1961) von Rolf Schwendter, einem später führenden Theoretiker und noch im hohen Alter aktiven ‚Praktiker‘ der Subkultur.

Enger auf den Bereich universitätspolitischer Kritik bezog sich das studentische Redaktionsteam des Salzburger „[prop](#)“ (1969–1971), dem es immerhin gelang, in seine literarische Teile bereits arrivierte Autor(inn)en wie H.C. Artmann und Friederike Mayröcker als Beiträger(innen) einzubeziehen. Sehr viel theoretischer und akademisch geprägter war dahingegen die Schriftstellergruppe „[Hundsblume](#)“ (1970–1971) rund um deren zentrale Figur, den (damals maoistischen) Schriftsteller Robert Schindel, Mitbegründer der



Abb. 26: Titelblatt-Ausschnitt des ersten „[pot](#)“-Heftes.

„Kommune Wien“. Die Gruppe legte großen Wert auf eine in ihrem Sinn zeitgenössische Literatur, führte in ihrem Organ „Hundsblume“ jedoch auch pädagogische und philosophische Unterreihen („Kassiber“).

Ebenso zeitkritisch, u. a. mit dem Protest gegen den Vietnamkrieg, aber doch etwas ‚berauschter‘ überließ sich dem damaligen Lebensgefühl der Linzer „[pot](#)“ (1970–1971), hinter dessen Namen auch Programm zu vermuten ist: der Diskurs über Drogen (vgl. Abb. 26), Popmusik (u. a. Jimmy Hendrix und Frank Zappa) und lyrische Proben junger Talente bestimmte auffällig das Bild dieser Kulturzeitschrift mit. Der Abdruck eines Manifests, in dem

u. a. Onanie enttabuisiert wurde, führte zu einer Anzeige der

⁶³ Vgl. dazu auch Rolf Schwendter: Subkulturelles Wien. Die informelle Gruppe (1959–1971). Wien: Promedia 2003.

Staatsanwaltschaft und damit zur Einstellung der Zeitschrift.

Auch im Falle der literarisch gewichtigeren Zeitschrift „[astma](#)“ (1971–1972) trugen behördliche Interventionen zum Ende der Zeitschrift bei. Die Pressepolizei beanstandete das Fehlen oder – in einem anderen Fall – die Unvollständigkeit des Impressums, machte aber auch Schwierigkeiten wegen des Wortes „wachsen“. Mit Autoren wie Manfred Chobot, Gustav Ernst, Peter Henisch und Helmut Zenker waren Schriftsteller beteiligt, die auch mit vielen anderen Zeitschriften vernetzt waren, wie z. B. „[Wespennest](#)“ (seit 1969), „[Hundsblume](#)“, „[Frischfleisch](#)“ (1971–1978) und „[AHA](#)“ (1972–1974).

Opfer der Staatsanwaltschaft und des „Pornographiegesetzes“ wurde auch das „[Scherbengericht](#)“ (1973, 1975) des jungen Redaktionskollektivs um Otto Grabner. Die Zeitschrift ging in der ähnlich ausgerichteten „[Nouvelle](#)“ (1973–1975) auf. In beiden Zeitschriften standen literarische Texte, die sich sozialkritisch gaben, neben solchen, die traditionelle Werte bewusst herausforderten. Dazu kamen Reportagen und Kommentare zu – meist internationalen – politischen Konflikten. Im „[PFLASTERSTEIN](#)“ (1978–1981) wurde eine ähnliche Linie fortgeführt. Auch hier war Otto Grabner eine treibende Kraft. Eines der Hefte bestand einzig aus Beiträgen von ihm selbst.

Von ungewöhnlich anarchistischem Geist getragen war – vor allem zu Beginn – der Wiener „[Pelzflatterer](#)“ (1976–1984), dessen Kritik sich an allgemeinen gesellschaftlichen Themen ausrichtete. Die – für eine alternative Zeitschrift – relativ lange Erscheinungsdauer verdankte sich nicht zuletzt dem ständigen Wandel der Zeitschrift: Ursprünglich mehr Comicheft als Zeitschrift, wurde aus dem ‚abgefahren‘-chaotischen „[Pelzflatterer](#)“ mit den Jahren eine reine Literaturzeitschrift, deren Autor(inn)enriege heute ziemlich unprominent erscheint, aber immerhin Namen wie Peter Paul Wiplinger und Hansjörg Zauner aufweist.

Gegen Ende der 1970er Jahre setzte ein Prozess der Ausdifferenzierung unter den alternativen Zeitschriften ein: In den „[Verkeleien](#)“ (1979) druckten ausschließlich „kritische“ Liedermacher ihre Songtexte plus Noten ab. Im Zuge ökologischer Bewusstseinsbildung spielt selbstverständlich auch ein Organ wie das „[Wurzelwerk](#)“ (1981–1985) eine Rolle, das zum eigentlichen Umweltschwerpunkt auch literarischen und graphischen Arbeiten Platz bot, etwa flankiert durch die Obertrumer Zeitschrift „[DIE GRÜNE F Abyss](#)“ (1989–1991). Der „[Oszillograph](#)“ (1980) verschrieb sich – ebenso kurzlebig – als erste Science-Fiction-Zeitschrift Österreichs diversen Utopien und Dystopien. während sich „[die Jahreszeiten](#)“

(1980–1986) vollends dem Kult rund um die anthroposophische Lehre Rudolf Steiners ergaben. Ähnlich ‚esoterisch‘ tauchte 1989 die „[Nachtmeerfahrt](#)“ (1989–1990) auf.

▲ Zum Anfang des Dokuments

4.4. Zeitschriften der Frauenemanzipation

In österreichischen Literaturzeitschriften sah es nicht anders aus als in anderen Bereichen der österreichischen Kultur, Politik und Wirtschaft: Die längste Zeit dominierten Männer. Frauen als Herausgeberinnen oder Chefredakteurinnen waren die Ausnahme, ihnen blieben die – mit weniger Einfluss und Prestige verbundenen – Positionen von Lektorinnen oder Redaktionsmitarbeiterinnen.

Eine frühe Ausnahme bildete die Zeitschrift „[Die Frau](#)“ (1945–1987) des Frauenzentalkomitees der sozialdemokratischen Partei. Literatur spielte in der langen Erscheinungszeit der Zeitschrift eine wechselnde Rolle, sowohl was ihren Inhalt als auch ihre Präsenz betraf. Standen in den ersten Nachkriegsjahren eher erbauliche oder den Zielen der Partei dienende Gedichte und Kurzerzählungen im Vordergrund, gelangten ab 1950 zunehmend auch Texte in die Hefte, die literarisch gewichtiger waren. Schriftstellerinnen wie Vera Ferra Mikura und Marlen Haushofer zeichneten ambivalente Frauenbilder, die durchaus im Gegensatz zum sonst dominierenden Idealbild der sozialistischen Frauenbewegung stehen konnten. Als ‚feministische‘ Zeitschrift kann „[Die Frau](#)“ dennoch für die längste Zeit ihres Erscheinens nicht bezeichnet werden: Von der Energie der sozialdemokratischen Frauenrechtsbewegung der Monarchie und auch noch der Zwischenkriegszeit war wenig übrig geblieben. In den 1960er Jahren war die Publikation oft kaum mehr von einer normalen, unpolitischen Frauenzeitschrift zu unterscheiden. Auf dem literarischen Feld übernahm sie eher die Rolle der Literaturvermittlung im Sinne der Volksbildung, als eigene Akzente zu setzen. Fortsetzungsromane standen im Zentrum, wozu eigene Umfragen lanciert wurden. Zentrale österreichische Schriftstellerinnen wie Ingeborg Bachmann oder Ilse Aichinger tauchten erst relativ spät auf, ebenso wie Jeannie Ebner, Barbara Frischmuth, Elfriede Gerstl, Christine Nöstlinger, Jutta Schutting oder Brigitte Schwaiger. Erst in den letzten Jahren wurde der politische – und jetzt auch zunehmend wieder frauenemanzipatorische – Standpunkt

wieder sichtbarer. Zu Elfriede Jelinek und Waltraud Anna Mitgutsch erfolgten empathische Porträts. Umso erstaunlicher, dass die SPÖ gerade in dieser Phase das Interesse an der Zeitschrift verlor und sie ‚einsparte‘.

Eine der wenigen Frauen, die eine zentrale Position in der österreichischen Zeitschriftenlandschaft des Untersuchungszeitraums einnahm, war Jeannie Ebner: Seit sie nach dem Tod von Gerhard Fritsch 1969 die Redaktion von „[Literatur und Kritik](#)“ (seit 1966) leitete, stieg dort der Anteil an Autorinnen. Ebner versuchte das massive Ungleichgewicht der Vorjahre auszugleichen, waren doch im ersten Jahrgang der Zeitschrift überhaupt nur drei Beiträgerinnen zu verzeichnen: Hilde Spiel, Friederike Mayröcker und Barbara Grunert-Bronnen. Letztgenannte löste mit ihrer Kritik an der Herzmanovskij-Edition Friedrich Torbergs eine hitzige Kontroverse über Literaturvermittlung und Werktreue aus.⁶⁴

Am deutlichsten äußerte sich das Engagement Ebners im Doppelheft 126/127 aus dem Jahr 1978, das ein reines „Frauenheft“ war. Als feministischen Akt wollte die Redakteurin die Nummer dennoch nicht verstanden wissen:

Keinesfalls sollte das aber etwas Emanzipatorisches werden, sondern einfach ein Heft, in dem wir zeigen wollen, wieviel gute Literatur von Frauen es gibt.⁶⁵

Noch im selben Jahr gab Ebner die Redaktionsleitung ab, teils weil sie sich wieder ihrem eigenen schriftstellerischen Schaffen widmen wollte, teils aber auch, weil die von ihr immer wieder beklagten prekären Arbeitsverhältnisse nicht mehr tragbar schienen:

Ich bin ein Ein-Frau-Betrieb, und kann einfach nicht mehr als 12 Stunden arbeiten pro Tag für ein Entgelt, von dem ich nicht leben kann, was bedeutet abends noch anderes zu arbeiten.⁶⁶

1982 erschien mit „[Eva & Co](#)“ (bis 1992) das – laut Selbstdefinition – erste feministische Kulturmagazin Europas. In ihm wurde nicht nur auf Frauen in allen Bereichen der Kunst hingewiesen. Künstlerinnen und Schriftstellerinnen bekamen auch Gelegenheit, ihre Bilder und Texte selbst zu kommentieren. Die Zeitschrift war nur eine Form der Interventionen der

⁶⁴ Vgl. Langer: 30 Jahre „Literatur und Kritik“ (Anm. 58), S. 10.

⁶⁵ Brief von Birgit Krausz an Catarina Carsten vom 4. November 1977. Redaktionskorrespondenz „Literatur und Kritik“, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, ÖLA 9/90.

⁶⁶ Brief von Jeannie Ebner an Gudula Budke vom 30. April 1976. Redaktionskorrespondenz „Literatur und Kritik“, ÖLA 9/90. Oder an anderer Stelle: „Nun, ich habe allerdings auch einiges in meinem Vaterland zu beklagen: Etwa, daß ich hier die Arbeit machen muß, die früher von 3 Männern gemacht wurde, dafür aber zu wenig zum ordentlich Leben bekomme; daher passieren solche Sachen: Ich ersticke im Bürokratismus, Karteien, Korrespondenz, etc. und muß aus dem jährlichen Buchangebot einen Promillesatz auswählen, den ich rezensieren lasse ohne Zeit gehabt zu haben, die Bücher auch nur anzulesen, ich muß mich auf die Rezensenten verlassen.“ (Brief von Jeannie Ebner an Hanns Fronje vom 6. März 1976. Redaktionskorrespondenz „Literatur und Kritik“, ÖLA 9/90)

Künstlerinnengruppe „[Eva & Co](#)“, daneben standen Aktionen, Ausstellungen etc. Einige Hefte waren rein der Literatur gewidmet, Elfriede Gerstl, Margret Kreidl und Dorothea Zeemann gehörten u. a. zu den Trägerinnen. Als Grund für die Einstellung der Zeitschrift nannte die Redaktion vor allem die Befürchtung, dass Frauen durch die Existenz einer eigenen Frauenkulturzeitschrift doch wieder in ein ‚Ghetto‘ der „Frauenkunst“ abgeschoben werden könnten und ihnen auf diese Weise der Zugang zum männerdominierten Kulturbetrieb weiterhin verwehrt bleiben sollte. Feministische Positionen wurden in der Zeitschrift zwar unmissverständlich vertreten, weitaus umfangreicher, kämpferischer und politischer agierten jedoch die nur ein Jahr nach „[Eva & Co](#)“ gegründeten „[an.schläge](#)“ (seit 1983). Ihr ‚linker‘ Feminismus grenzte sich durch seine Flexibilität, ständige Selbsthinterfragung und das Zulassen verschiedenster Ansätze bewusst von den als starr und fundamentalistisch wahrgenommen Grundsätzen der deutschen „Emma“ unter Alice Schwarzer ab. Obwohl Literatur keine Hauptrolle spielte, gehörten immerhin Schriftstellerinnen wie Ruth Aspöck, Elfriede Jelinek oder Heidi Pataki zu den Trägerinnen der Hefte. Auch Textsorten wie Reportagen, Kolumnen oder persönliche Erlebnisberichte verwendeten literarische Verfahren und formulierten – in unterschiedlichem Grade selbstreflektiert – eine von emanzipatorischen Positionen ausgehende Sprachkritik. Engagiert zeigte sich daneben auch die 1984 gegründete Wiener Zeitschrift „[Entladungen](#)“ (zunächst „Aus der Lade“) mit – zum Teil aus dem Umfeld des Wiener Frauenverlages stammenden – Autorinnen wie Elfriede Haslehner, Ilse Hübner, Barbara Neuwirth, Dorothea Schafranek und Eleonore Zuzak.

Gerade die feministische Zeitschrift mit den wichtigsten Beiträgen österreichischer Schriftstellerinnen erschien nicht in Österreich, sondern in Berlin. Immerhin lag die Auslandsredaktion für Österreich von „Die schwarze Botin“ (gegründet 1976) einige Jahre bei Elfriede Jelinek. Die Zeitschrift stand für einen kommunistisch-anarchistischen Feminismus, ohne dass sich daraus eine Punzierung ihrer Trägerinnen ableiten ließe, zu denen u. a. Elfriede Gerstl, Friederike Mayröcker, Magdalena Sadlon und Liesl Ujvary gehörten.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

4.5. Satirezeitschriften

Als besondere Spielart der Literatur hat die Satire eine ungemein reiche und komplexe Tradition von der Antike bis heute. Mit Aristophanes, Ariost, Cervantes, Rabelais, Voltaire, Swift und vielen, vielen anderen mehr darf sie beanspruchen, zur Weltliteratur zu gehören, während für jeweilige Höhepunkte in der deutschsprachigen Literatur – hier nur stellvertretend mit oberflächlichem Blick auf das 19. und 20. Jahrhundert – Autoren wie Christian Dietrich Grabbe, Heinrich Heine, der frühe Heinrich Mann und Kurt Tucholsky angeführt werden können – und mit speziell österreichischer Ausprägung unter anderem: Johann Nepomuk Nestroy, Karl Kraus und Helmut Qualtinger. Dass in diesem übergeordneten Kontext die österreichische Satire im Spiegel heimischer (Literatur-)Zeitschriften von 1945 bis 1990 keine Rolle spielt, darf ohne wenn und aber vorangestellt werden. Dennoch: Es gab sie, und – ob gut oder schlecht – spiegelt sie auf ihre Weise die Befindlichkeiten des Landes, indem sie an dessen jeweiligem Zeitnerv ‚kitzelte‘ bzw. diesen, eben mit ihren eigenen Mitteln, verletzte – frei verstanden unter Grabbes Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“.

Karin Schnegdar listet in ihrer Arbeit zu österreichischen Witz- und Satireblättern über 30 Titel für den Zeitraum von 1945 bis 1955 auf.⁶⁷ Diese Blüte verdankte sich der Tatsache, dass nach dem Krieg ein ungeheurer und oft bezeugter Hunger nach allem Gedruckten herrschte, damit einhergehend auch ein offensichtliches Bedürfnis nach Unterhaltung wie auch Neuorientierung – verpflichtet sich doch in diesem Zusammenhang gerade die Satire einem mehr oder weniger moralischen Impetus.

Dass es – in dieser Art ‚freie‘ – Satirezeitschriften überhaupt geben konnte, war ein augenscheinlicher Beweis für die Demokratisierung Österreichs. Als faktenliefernde historische Quelle sind sie zwar weniger geeignet, aber kaum sonst wo lässt sich ein so schnell zugängliches wie detailliertes Bild der Stimmungen, Ängste und auch verbreiteten klischeehaften Feindbilder gewinnen. Während durchgehend alle Zeitschriften ihren satirischen Furor gegen die alliierte Besatzung richteten, wurde die Zeit vor 1945 in vielen Fällen einfach ausgeblendet. Ausnahmen waren die beiden Tiroler Zeitschriften „[Die Leuchtkugel](#)“ (1946–1949) und „[Der Dolmtupfer](#)“ (1948–1950). Während die erste die Verbrechen im Dritten Reich in Texten und Zeichnungen in Erinnerung rief und dabei sowohl

⁶⁷ Vgl. Karin Schnegdar: Die humoristisch-satirischen Zeitschriften in Österreich während der Besatzungszeit von 1945 bis 1955. Universität Wien: Diplomarbeit 1992.

allgemein als auch regional ausgerichtet war (z. B. mit einer Artikelserie „Die braunen Führer von Tirol“), klagte „[Der Dolmtupfer](#)“, an dem u. a. Paul Flora federführend beteiligt war, die teils mehr als nur lasche Praxis der „Entnazifizierung“ an.

Die Haltung gegenüber den Alliierten war durchwegs zwiespältig. Deren Abwertung ließ sich sowohl auf die bestehende Hoffnung auf einen baldigen Staatsvertragabschluss als auch auf die offenbare Überlegenheit der ‚Besitzer‘ zurückführen. Während im Falle der sowjetischen Soldaten vor allem deren materielle Überlegenheit und Machtstellung hervorgehoben wurde, kam bei den Amerikanern ihre zunehmende Kulturdominanz hinzu, auf die mit Abwehr reagiert wurde, wobei der ‚American dream‘ immer stärker die Sehnsüchte der Österreicher(innen) bestimmte.

Den „[Basilisk](#)“ (1947–1948) durfte immerhin einer der bedeutendsten Satiriker seiner Zeit, Helmut Qualtinger, als Sprungbrett benutzen. Die vorherrschende Praxis, Texte meist nur mit Kürzeln oder mehr oder weniger originellen Pseudonymen zu versehen, schafft aber gerade bei Satirezeitschriften eine hohe Unsicherheit, wer denn nun tatsächlich die Verfasser(innen) der Beiträge waren. Als Ausnahme in mehrfacher Hinsicht sei hier noch auf das „[Brennesserl](#)“ (1946–1948) von Otto Zagler aus Marktl im Traisental in Niederösterreich, hingewiesen: Zagler betrieb beinahe ein Einmannunternehmen, war er doch zugleich Herausgeber und Chefredakteur, zumal auch ein Großteil der Texte von ihm stammte. Seine Zeitschrift enthielt kaum Zeichnungen, widmete sich vor allem regionalen, aber auch zeitkritischen Themen und bot immer wieder Mundarttexte. Zu erwähnen für diese erste Hochphase der Satirezeitschriften, die mit dem Staatsvertrag endete, sind zudem „[kikeriki!](#)“ (1948) und „[Wespe](#)“ (1948–1949).

Erst in den 1970er Jahren tauchte die Satire wieder auf, zunächst nur als eine mögliche Textform in den thematisch sehr breit gestreuten Zeitschriften, die im weiteren Gefolge der 68er-Bewegung entstanden, z. B. in „[FAVORITNA LESGWADRATL](#)“ (1978), „[Nouvelle](#)“ (1973–1975), „[WC JODLER](#)“ (1974–1983) oder „[Pelzflatterer](#)“ (1976–1984).

Um 1980 erschien eine Reihe von ambitionierten Satirezeitschriften. In Graz waren es gleich zwei Publikationen, die bemerkenswerterweise beide stark die historische Tradition der Satire betonten und in Schriftstellern wie Karl Kraus und Alfred Polgar ihre Vorbilder sahen. „[Charivari](#)“ (1979) brachte zudem Nachdrucke, war jedoch ein noch kurzlebigeres Projekt als der „[moskito](#)“ (1978–1981), den eine für eine Satirezeitschrift doch eher ungewöhnliche Melancholie – fast Bitterkeit – auszeichnete. Mit der Vorstellung von ernsthafter Literatur aus

Konfliktländern wie dem Iran oder Palästina, sowie einem Sonderheft zu afrikanischer Lyrik entfernte er sich weit von Satire. An konkreten politischen Persönlichkeiten orientierte sich der Salzburger „[Watzmann](#)“ (1982–1985), dem beispielsweise mit Gerhard Haderer und Oliver Schopf nicht nur einige der wichtigsten österreichischen Karikaturisten angehörten, sondern der auch fallweise sonst kaum anzutreffende Literaturparodien bot. Seine respektlose und scharfe Art der Kritik ging für die Politiker der 1980er Jahre schließlich doch zu weit: Nach einer Klage von Helmut Zilk, der sich durch einen Beitrag diffamiert fühlte, musste der „[Watzmann](#)“ bald eingestellt werden.

Ähnlich erging es dem Tiroler „[LUFTBALLON](#)“ (1980–1984), der nach einem verlorenen Prozess aufgrund einer Klage durch den Innsbrucker Bürgermeister Romuald Niescher so hohe Zahlungen zu leisten hatte, dass ein Fortbestehen der Zeitschrift nicht mehr zu finanzieren war. Der „[LUFTBALLON](#)“ pflegte einen Witz, der sonst eher in der deutschen „Titanic“ und bei den Vertretern der „Neuen Frankfurter Schule“ zu finden war. Seine ironische, bis zur Perfektion getriebene vorgetäuschte Unbeholfenheit, aber auch sein anarchistischer und sarkastischer Zugriff auf Gesellschaft, Politik und Literatur verstörte Teile seiner Leserschaft beträchtlich. Mit der Zeitschrift „[GEGENWART](#)“ (1989–1997) ließen die schon im „[LUFTBALLON](#)“ wirkenden Walter Klier und Stefanie Holzer den Geist der Zeitschrift zumindest in Teilen weiterleben. Die neue Publikation war aber doch mehr eine Kulturzeitschrift.

Die politische Wende 1989 gab Anlass zur Gründung von „[MONOKEL](#)“ (1990), von dem nur noch ein Heft nachweisbar ist. Hier versammelten sich sowohl Autor(innen) aus Österreich, als auch solche aus dem ehemaligen Ostblock, vor allem aus Ungarn.

Satire in dieser Zeit: Ob sie in unserem Zusammenhang ‚Höhenkamp‘-Literatur beanspruchen darf, ist eher zu verneinen. Man wird aber auch für Österreich Quintilians Satz „satura tota nostra est“ bemühen dürfen, dessen Lebendigkeit in der Betrachtung der österreichischen Literaturzeitschriften zwischen 1945 und 1990 nichtsdestotrotz gegenwärtig ist.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

►► [Zur Startseite](#)